





655

99/63/33



*(Galard-Terraube, Vicomte de.)*

Neue  
Reise  
nach Cayenne.

---

Der  
zuverlässige Nachrichten  
von  
Der französischen Guiana  
jetzigen Deportationsort der Franzosen.

---

Nach  
eignen auf drei Reisen  
gesammelten Beobachtungen.

---

Aus  
dem Tagebuche eines französischen Bürgers  
mit Anmerkungen  
von  
M. G\*.\*.

Mit einer Landkarte von Guiana.

---

Br ü n n,  
bei Joseph Georg Traßler, Buchdrucker, Buch- und  
Kunsthändler.  
1799.



---

## Vorrede des Uebersetzers.

---

Seitdem die französischen Geseze den Tod unter der Guillotine in Deportation nach der Guiana verwandelt haben, zieht dieses Land nicht mehr blos die Aufmerksamkeit des Geographen, sondern jedes Mannes von Gefühl auf sich. Wer folgte nicht einem Pichegrü, einem Barthelemy und so vielen andern unglücklichen Opfern des achtzehnten Fructidors in den Ort ihres Exils? wer entwarf sich nicht irgend ein Bild von ihrer Lage? wer wünschte nicht theils von den Gefahren unterrichtet zu seyn, worein sie durch ein fremdes Klima und eine ungewohnte Lebensweise versetzt wurden, theils von den Annehmlichkeiten, womit etwa ihr Schicksal unter der brennenden Zone erleichtert werden konnte?



Man wußte bis jetzt von der holländischen Guiana weit mehr als von der französischen, und es scheint, daß man sich von der letztern viele falsche Vorstellungen gemacht habe. Zu den neuesten Beschreibungen derselben gehört außer derjenigen, welche wir hier liefern, die des Bürgers Lescallier, welchem ehemals die Administration der französischen Guiana anvertraut war. Sie steht auch unter einer andern Gestalt, in vier Briefen, als Nachtrag zu der Reise des Engländers Stedmann, in der französischen Uebersetzung des B. Henry.

Lescallier schildert die französische Guiana, beinahe wie unser Verfasser, als ein gesundes, und von der Natur in mancher Rücksicht begünstigtes Land. Die französischen Journale haben in neuern Zeiten diese Auktorität so gut als möglich benützt, um ihre Regierung gegen Vorwürfe wegen der harten Behandlung der Deportirten

in Schutz zu nehmen. Das Direktorium hat den Verwiesenen auch erlaubt, beisammen zu wohnen, sie können in einem Bezirke von zwanzig Stunden überall frei umhergehen, jeder hat einen Morgen Landes, man versorgt sie mit Lebensmitteln, Leinwand und Kleidern aller Art; wer sich durch die Jagd und den Fischfang zerstreuen will, erhält Flinten, Pulver und Blei, und die Regierung bezahlt vier Indianer, welche sie zu diesem Behufe gebrauchen können.

Ich hoffe, man werde diese aus sichern Quellen geschöpfte Nachrichten nicht ohne Theilnahme lesen, so unbedeutend auch dieser Ersatz für den Verlust des vaterländischen Heerdes, der häuslichen Freuden, so wie des Umgangs mit Freunden, Bekannten und Anverwandten seyn mag.

Was das von uns übersetzte Original betrifft, so ist es kürzlich bei dem Buchhändler Tissot zu Paris unter dem Titel:



Tableau de Cayenne, ou de Guiana Française erschienen. Der ungenannte Verfasser, welcher sich für einen in den Wissenschaften nicht fremden Krieger ausgiebt, hat die Gegenden, welche er beschreibt, dreimal durchreiset, und sorgfältig beobachtet. Seine Darstellung ist einfach, anspruchslos, für Leser aller Art berechnet, und man wird nirgends auf eine Spur stoßen, welche die Glaubwürdigkeit seiner Nachrichten verdächtig machen könnte.

Hin und wieder haben wir uns bei Neben-  
dingen einige Abkürzungen erlaubt, und wo es  
zur größerer Deutlichkeit nöthig schien, einige  
Anmerkungen theils gleich in den Text theils als  
Noten eingeschaltet.

Der Verfasser deckt noch in einem Anhange  
eine Menge Blößen und Widersprüche einer neuer-  
dings in Paris erschienenen „Voyage à la Guia-  
na et à Cayenne, fait en 1788 et années

suivantes“ auf. Für deutsche Leser könnte diese  
Recension von einem Interesse seyn, wir war-  
nen aber rüstige Uebersetzer, denen das Buch in  
die Hände fallen möchte.



---

B e s c h r e i b u n g  
d e r  
f r a n z ö s i s c h e n G u i a n a.

---

**W**enn dieses Werk wegen des Gegenstandes, den es behandelt, zu jeder Zeit eine günstige Aufnahme gefunden hätte, so zieht es ohne Zweifel unter den gegenwärtigen Umständen die Aufmerksamkeit um so mehr auf sich. Ich schmeichle mir, daß ich vielleicht besser als irgend jemand im Stande bin, die gerechte Neugierde des Publikums zu befriedigen; denn ich schreibe nicht nach fremden Materialien, sondern nach eigenen, mit Sorgfalt gemachten, und öfters wiederholten Beobachtungen. Ich hielt mich ohngefähr ein Jahr lang in der Guiana auf, und machte drei verschiedene Reisen dahin, hauptsächlich um die Seecharten zu berichtigen, und um der Regierung eine getreue Darstellung von einem Lande zu machen, über welches man so viele Vorurtheile, zweifelhafte und widersprechende Nachrichten hatte. Da ich mir schon auf der ersten Reise viele Kenntnisse und Beobachtungen gesammelt hatte, so wurde ich ausdrücklich zu den zwei andern Reisen ernannt. Ich bin nichts desto weniger weit entfernt, mir die Freiheit zu Nutzen zu machen, wel-

21



Welche sich Personen, die von weit entlegenen Gegenden schreiben, nur zu oft anmaßen. Ich werde das Zutrauen des Publikums durch die strengste Wahrheitsliebe zu verdienen suchen, und deswegen dasjenige auf's genaueste vortragen, was ich in meinem Tagebuche zu einer Zeit aufzeichnete, wo ich die Gegenstände vor Augen hatte, und mit der größten Leichtigkeit unmittelbar aus den besten Quellen schöpfen konnte.

Da mich kein Privatinteresse leitet, und ich zu keiner Faktion gehöre, so werde ich politische Meinungen ganz und gar nicht berühren. Ich habe nur einen Zweck, nämlich den, die Ungeduld auf eine würdige Art zu befriedigen, womit man sich nach Berichten über die bis jetzt ganz unbekannt gebliebene französische Guiana umsieht, falsche Begriffe, die man sich gewöhnlich davon macht, zu berichtigen, und die Aufmerksamkeit auf Gegenstände zu leiten, welche es wirklich verdienen. Alles übrige kann ich füglich den Einsichten meiner Leser überlassen; da ich ihnen das Lokal sehr genau beschreibe, so können sie das, worüber sie nach ihren besondern Umständen unterrichtet zu seyn wünschten, leichter errathen, als ich es ihnen sagen könnte.

Es ist ganz falsch, wenn man der französischen Guiana den Namen Insel von Cayenne giebt. Es existirt zwar eine Insel, auf welcher die Stadt Cayenne, der Hauptort der Kolonie, und die auch darnach benannt wird, erbauet ist; man sieht aber nichts von dieser Insel, wenn man die Küsten befährt. In zwei Dritttheilen ihres Umfangs

fangs ist sie von dem festen Lande nur durch Flüsse getrennt, welche man in einigen Minuten durchschiffet, sie hat nur wenige Wohnungen, und in ihrem größten Durchmesser nicht mehr als fünf bis sechs Meilen.

Die französische Guiana hingegen, zu welcher sie gehört, ist von einer Ausdehnung, deren Gränzen nach dem Innern des Landes zu, niemals genau bestimmt worden sind, und ihre Küsten sind über hundert Meilen lang vom Meere bespült. Sie erstrecken sich vom Flusse des Kap de Nord, (ohngefähr am zweiten Grade der nördlichen Breite) wo sie nicht weit von der Mündung des Amazonenflusses von der Portugiesischen Guiana getrennt sind, bis an den Maronißfluß, wo sie am entgegen gesetzten Ende an die holländische Kolonie Surinam stoßen.

Wir werden die hauptsächlichsten Gegenstände unter besondere Kapitel bringen, damit desto mehr Ordnung und Deutlichkeit in unserm Vortrage herrsche.

## Erstes Kapitel.

### Von der Guiana überhaupt.

Derjenige Theil des südlichen Amerika's wird Guiana genannt, welcher sich längst des Meeres von dem linken Ufer des Maragnon oder Amazonenflusses an, beinahe unter der Equinoctiallinie, bis



bis rechts an den Orinoco erstreckt. Nach dem Innern des Landes zu sind die Gränzen von Guiana noch nicht so genau bekannt; man bekümmerte sich auch um so weniger darum, sie sorgfältig zu bestimmen, da die Kultur immer nur in einer mäßigen Entfernung von den Küsten betrieben wurde; indessen nimmt man gewöhnlich an, daß sie bis an den Rio = Negro, welcher ein Arm des Orinoco zu seyn scheint, und sich in den Amazonasfluß ergießt, reichen. Wir verstehen also in Zukunft unter dem Ausdrucke Guiana überhaupt jenen beträchtlichen Flächenraum, dem die Natur selbst seine Gränzen bestimmt zu haben scheint, und welcher zwischen dem Ozean, dem Amazonasfluß, dem Orinoco und dem Rio = Negro liegt.

Was die Produkte und das Klima anbelangt, so sind sie in der ganzen Guiana einander gleich. Das Land selbst ist unter vier Mächte getheilt, nämlich Portugall, welches einen Raum von ohngefähr fünf und zwanzig bis dreißig Meilen zwischen dem Amazonas = und Cap de Nordfluß besitzt; Frankreich, welchem der Theil von dem letztern Flusse an bis an den Maroni gehört; Holland, welches vom Maroni bis an den Pomaron, und Spanien, welches von dem letzten Flusse an bis an den Orinoco herrscht. Es giebt kein Land auf der Erde, welches von so vielen Flüssen durchschnitten wäre, wovon die meisten beträchtlich, und einige eine, zwei, bis drei Stunden breit an ihrer Mündung sind. Dieses kommt hauptsächlich von der Ebbe und Fluth her, so wie von der

der Beschaffenheit des Bodens, welcher gegen die Küsten zu sehr niedrig ist, und die Ausdehnung der Flüsse nicht im mindesten verhindert.

Wirft man einen Blick auf die Charte, so erstaunt man über die Menge der natürlichen Kanäle und ihre Richtung; sie scheinen sich, gegen ihren Ursprung hin, einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt zu nähern, und bei ihrem Ausflusse in das Meer sich beinahe wie ein Fächer auszubreiten. Wie leicht sollte man nicht unter diesen Umständen in das Innere des Landes bringen, die Erzeugnisse schnell und ohne Kosten dem Meer zuführen, und die verschiedenen Theile vermittelst schiffbarer Kanäle verbinden können! Leider stehen aber hier unübersteigliche Hindernisse im Wege. Alle diese Flüsse werden in ihrem Laufe durch mehr oder weniger zahlreiche und beträchtliche Fälle unterbrochen, wodurch die Schifffahrt gänzlich gehemmt wird. Man zieht die leichten Rähne an das Land, schafft sie durch Menschenhände oberhalb des Falls, und setzt da den Weg weiter fort. So mühsam dieses schon bei den unbedeutendsten Ladungen ist, so unmöglich wäre es bei jeder andern Art von größern Schiffen. Es müßte eine Anzahl derselben längst des Flusses bereit liegen, worauf die Produkte oder Waaren bei jedem Falle geladen, und zu Lande wieder in den Strom gebracht werden müßten.

Nur sehr beträchtliche Vortheile könnten für eine so kostspielige und langsame Schifffahrt entschädigen, und doch wäre diese Unbequemlichkeit nicht die einzige. Auf mehreren unter diesen

Flüsse



Flüssen trifft man den ersten Wasserfall schon sechs bis sieben Meilen aufwärts an; hier verengt sich das Bett der meisten außerordentlich, und es ist zuweilen durch Felsen gehemmt, welche die Schifffahrt sehr mühsam und gefährlich machen könnten. Man erstaunt, daß ein Fluß, der zwei Stunden zuvor wegen seiner Ausdehnung und seines majestätischen Laufes bewundert wurde, jetzt kaum so breit als die Seine in Paris ist. Es versteht sich, daß Privatpersonen von diesen beschwerlichen Reisen bald abgeschreckt sind, und weil die Regierung dieselben nie begünstigt hat, so wurden die meisten dieser Flüsse nur in einer kleinen Strecke aufwärts befahren, und man kennt eigentlich von diesem weitläufigen Lande nichts als die Küsten.

Man wird sich nun leicht einen Begriff von der Guiana überhaupt machen, und wir gehen jetzt zu dem hauptsächlichsten Gegenstand dieses Werks, der französischen Guiana, über.

## Zweites Kapitel.

### Von der französischen Guiana.

Wir haben ihre Gränzen im vorhergehenden Kapitel bereits angegeben, und wir werden am Ende dieses Werks in einem besondern Kapitel alles anführen, was auf die Richtung und Schnelligkeit der Ströme, auf die herrschenden Winde, Ebbe

Ebbe und Fluth, auf die Tiefen und Lagen der Küsten, und andere Nautische Beobachtungen Bezug hat, welche nicht jeder Klasse von Lesern gleich interessant sind.

Die französische Guiana wird außer den Flüssen Kap de Nord und Maroni, noch von dem Oyazock, Aprovague, Duna, Rouxou und Sissamari bespült.

Die Franzosen setzten sich zum erstenmale gegen das Jahr 1635 in der Guiana fest; sie verließen sie bald darauf, Engländer kamen dahin, aber gegen das Jahr 1664 nahmen sie wieder Besitz davon. In vielen Gegenden ist der Boden vortrefflich, im Ganzen genommen sind die Erzeugnisse von vorzüglicher Güte, man kann sich leicht seinen Unterhalt verschaffen, die Luft ist gesünder als in irgend einer der Antillen, und zugleich ist der Umfang des Landes beträchtlicher. Wenn bei allen diesen Vortheilen eine so schöne Kolonie bis jetzt noch immer so sehr zurück ist, so kommt es bloß daher, weil man sie nicht gehörig zu schätzen wußte, und nichts unternahm, um sie empor zu bringen. Wir werden nicht ermangeln, alle diese Wahrheiten in ihr gehöriges Licht zu stellen.

So unbedeutend auch die Stadt Cayenne an sich selbst ist, so sehr sie auch in Vergleichung mit der übrigen Guiana nur als ein Punkt erscheint, so wollen wir doch zuerst von ihr handeln, da sie die Hauptstadt, ja die einzige Stadt in der Kolonie, der Sitz der Regierung, der Gerichtshöfe und des Militärs ist.

Die



Die Stadt Cayenne liegt am Meere, vier Grade sechs und fünfzig Minuten nördlicher Breite, und vier und fünfzig Grade und einige Minuten westlicher Länge, am rechten Ufer und an der Mündung des Flusses von gleichem Namen, welcher daselbst ohngefähr eine Stunde breit ist. Diese Stadt ist klein, die Häuser sind von Holz, und ziemlich schlecht gebauet; sie ist mit einem sumpfigen Graben und schlechten Wällen umgeben, welche eine Art von unregelmäßigem Sechseck bilden. Das Fort, welches sie bestreicht, ist von Erde, und gegen das Meer zu ziemlich fest, besonders da bei der geringen Tiefe nur Schiffe von mittlerer Größe sich auf Schußweite nähern können.

Die einzigen etwas merkwürdigen Gebäude sind die, wo die Regierung ihren Sitz hat, und die ehemalige Wohnung der Jesuiten; sie bilden allein zwei große Facaden, dem Exercierplatz gegenüber. Dieser gewährt einen äußerst angenehmen, und für einen Europäer ganz neuen Anblick. Er ist durch zwei Reihen der größten Pomeranzenbäume eingefaßt, deren Blüthen einen herrlichen Geruch verbreiten, und auf denen eine Menge Kolibris wie Schmetterlinge hin und her flattern. Da die Stadt Cayenne in neuern Zeiten mehr bevölkert worden ist, und da ihr Umfang keine verhältnißmäßige Erweiterung gestattete, so hat man die Savane oder große Pélouse überbaut, welche nur durch den Graben davon getrennt ist. Diese neue Stadt welche schon beträchtlicher als die erste ist, und alle Tage zunimmt,

nimmt, ist regelmäßig gebauet, die Straßen sind breit, sie verstaten der Luft den Zutritt, und man bemerkt daselbst um so mehr einige sehr schöne Häuser, da alles in ihrer Nähe Spuren von Armuth und Elend zeigt.

Cayenne, die Hauptstadt der ganzen Kolonie, ist noch in besonderem Sinne die Hauptstadt von der Insel gleiches Namens, welche gegen Norden durch das Meer, und nach den übrigen Richtungen durch die Flüsse Duya, Cayenne und Draya gebildet wird. Es ist daher kaum zu begreifen, warum viele Leute die Insel Cayenne für eben so abgesondert von dem festen Lande halten, als eine von den Antillen, da sie doch nur durch einen bloßen Kanal davon getrennt ist.

Die Insel, welche nur fünf bis sechs Meilen lang, und drei Meilen breit ist, zeichnet sich durch ihren erhabnen und bergigten Boden um so mehr aus, da beinahe die ganze übrige Küste von Guiana eben, tief, und mit Sumpfkiefern, einer sehr großen Baumgattung, welche im Meere wächst, und daselbst in einer ziemlichen Entfernung vom Ufer Wälder bildet, bedeckt ist. Was das feste Land erzeugt, wächst auch auf der Insel, nur mit dem Unterschiede, daß die letztere so zu sagen ausgesogen ist, und den Landwirth für seine Kosten und Mühe nicht entschädigt; die etwas weiter gelegenen Ländereyen hingegen zeichnen sich durch eine erstaunenswürdige Fruchtbarkeit aus, wovon man sich anderswo kaum eine Vorstellung machen kann. Wir werden davon in dem Abschnitte über den Anbau noch weiter handeln.



### Drittes Kapitel.

Von der Kolonie zu Guiana überhaupt, von ihrem gegenwärtigen Zustand und von einigen besonderen Gebräuchen daselbst.

Wenn ich von dem gegenwärtigen Zustande Guiana's rede, so verstehe ich darunter den, worin sie unmittelbar vor der Revolution war; denn seit dieser Zeit habe ich keine weitere Verbindung daselbst unterhalten, und es ist zu befürchten, daß durch die falsche Auslegung der Dekrete, in Betreff der Freyheit der Neger, die eben aufkeimende Blüthe dieser Kolonie auf lange Zeit unterdrückt worden sey.

Guiana ist ein ungeheures, und im Ganzen sehr fruchtbares Land; doch erfordert es, wie wir in der Folge sehen werden, Kosten und Arbeit, bis man dem Boden etwas abgewinnt. Lange fehlte man in der Wahl des zum Anbau tauglichsten Erdreichs, und da noch überdies einige Unternehmungen, von denen man voraus sah, daß sie nicht gelingen können, fehlschlügen, so machte man sich von dem Klima und der Fruchtbarkeit der Guiana die ungünstigsten Vorstellungen. Niemand wollte deswegen seine Kapitalien und Kunstfleiß darauf verwenden, und daher ist das Land noch immer in einer gewissen Mittelmäßigkeit und Kindheit.

Die

Die Zahl der Einwohner beläuft sich, ohne der Garnison, höchstens auf tausend bis zwölf hundert Weiße, welche fast alle in der Stadt Cayenne leben. Sie bestehen aus einigen schwarzen Resten von der unglücklichen Expedition nach Kourou, die wir unsern Lesern bald wieder in Erinnerung bringen wollen; aus armen Flüchtlingen von Canada, und aus einigen andern, größtentheils ganz untergeordneten Personen, welche an den Boden der Kolonie gefesselt sind, weil ihre Vermögensumstände ihnen nicht erlauben, anders wohin zu ziehen. Sie bauen nur so viel an, als sie zu ihrem Lebensunterhalt brauchen, sie sind nicht im Stande Vorschüsse zu machen, und stehen die Regierung vergebens darum an. Da diese auf den Besitz der Guiana nicht den mindesten Werth legte, ja nicht einmal die Wichtigkeit derselben vermuthete, so schickte sie lange Zeit nur mittelmäßige Leute dahin, welche sich nur in der Hoffnung, ihren Gläubigern zu entfliehen, zu diesem Exil verdammten, mehr um ihr ruinirtes Vermögen wieder herzustellen, als um sich mit der Verbesserung des Landes zu beschäftigen.

Diese Hand voll Weißer, welche kaum über acht bis neun tausend Neger zu disponiren hatte, durch die gänzliche Hintansetzung, worin man sie ließ, muthlos wurde, und die Ungulänglichkeit ihrer Mittel zu großen Unternehmungen fühlte, wagte es nicht einmal die Lieblingsidee aller Kolonisten in sich zu nähren, daß sie einiges Vermögen sammeln, und ihre alten Tage in Europa zu



zubringen könnten. Sie vegetiren im eigentlichen Sinne des Worts. Bey einem Himmel und Boden wie der von Guiana, konnten sie wegen ihres Unterhalts nicht besorgt seyn; sie waren sogar gewiß, daß sie an den hauptsächlichsten Bedürfnissen des Lebens nie Mangel leiden würden. Es fehlte ihnen an Wein, an Mehl, an Kleibern, und einigen andern Dingen, welche sie aus Europa ziehen mußten; sie baueten gerade so viel an, als zum Austausch dieser Dinge gegen ihre Lebensmittel erforderlich war. Daher fand fast keine Einfuhr zum Besten des Mutterlandes statt, und da Letzteres Agenten in Guiana unterhalten mußte, so fieng es sogar an, diese Kolonie, welche eine Quelle vieler Reichthümer hätte werden können, als eine lästige Besizung anzusehen.

Die in den weitläufigen Wüsten sehr dünn gesäeten Einwohner waren von Negern umgeben, welche ihnen keine Bequemlichkeiten verschafften, und ihnen sogar gefährlich zu werden drohten; sie hatten mit andern Menschen ihres Gleichen keine Verbindung, weil sie sich nach gewissen Richtungen keinen Weg durch die Rankendiestel \*), und das

das ganz undurchdringliche Gesträuch verschaffen konnten, als wenn Neger mit dem Beil in der Hand ihnen vorangiengen; sie besaßen meistens nur schlechte kleine Häuser ohne alle Bequemlichkeit; und in einem Lande, wo es sieben bis acht Monate im Jahre regnet, blieb ihnen nichts als das Vergnügen, welches für einen isolirten Menschen geringen Reiz hat, vielerley Arten von Flussfischen und Wildpret genießen zu können. Einige thaten auf die Bearbeitung des Bodens gänzlich Verzicht, sie dachten nur auf die Vermehrung ihres Viehes, welches ohne Kosten und Sorgfalt in den ungeheuren Savanen oder natürlichen Wiesen aufwuchs. So zwang sie Muthlosigkeit und Armuth, die unter den Spaniern in den schönsten Gegenden von St. Domingo, Porto-Rico und selbst in Cuba übliche Trägheit nachzuahmen.

Ich muß hier auf eine Ungereimtheit aufmerksam machen, welche kürzlich in allen Journalen wiederholt worden ist, und eine große Unwissenheit von Seiten derjenigen verräth, welche sie geschrieben hatten. Es wurde nämlich aus einem vorgeblichen Briefe angeführt, daß die unglücklichen Deportirten ihre Freunde in Frankreich um nichts sehnlicher ersuchen, als um Feder- und Rind-

\*) So nennt man die an biegsamen Nebenholze sehr reichen Pflanzen, wovon es in Amerika mehrere Gattungen und Arten giebt; bey einigen ist der Stamm von der Dicke eines Armes, andere schwingen sich bis zu den höchsten Bäumen hinauf, sie klammern sich an einen Ast an, gehen wieder zur Erde hinunter, fassen auf's neue Wurzel, steigen noch einmal auf,

auf, und ziehen sich wieder gegen den Boden. Sie bilden durch die Art, mit der sie sich in einander schlingen, die unübersteiglichsten Brustwehren; die Negern und Wilden bedienen sich derselben anstatt der Stricke zu ihren Kähnen.



Rindvieh, da doch jene Kolonie, wenn sie weniger entfernt wäre, in kurzer Zeit ganz Frankreich damit versehen könnte.

Man kann leicht aus dem bisher gesagten schließen, daß die zwischen den Wendekreisen so gewöhnliche Weichlichkeit in Sitten und Gebräuchen, welche durch das heiße Klima veranlaßt wird, in Guiana noch mehr als anderswo sichtbar ist. Der männliche Puz besteht in nichts als in weiten Pantalons und einer leinenen Weste, die Weiber bringen den größten Theil ihres Lebens in einem Hamac zu. Nirgendes wird vielleicht mehr auf dieses Hausgeräthe verwendet, welches zur Zierde und Bequemlichkeit zugleich dient. Alle Hamacs sind aus Baumwolle gemacht, gewöhnlich sind sie sechs oder sieben Schuh lang, und fast eben so breit, man bemerkt aber ihre ungeheure Weite erst, wenn man sich hinein legt. Sie sind an beyden Enden durch eine Menge kleiner baumwollener Bänder festgehalten, welche sich an jedem Ende mit einem großen Stricke aus dem nämlichen Stoffe vereinigen. Die ganze Last wird von diesen Stricken getragen; man befestiget sie mit großen Haken an die Wände des Zimmers, welche in einen Winkel zusammen laufen, und der Hamac hängt daselbst in Gestalt einer Guirlande wie eine Schaukel. Ich sah Säle, die in den vier Ecken mit solchen Hamacs geziert waren, und wenn vier Frauenzimmer im Hause waren, so waren sie gewiß alle besetzt.

Zur gehörigen Benützung des Hamacs wird eine Kunst erfordert, welche die Creolen zu Cayena

Cayenne in hohem Grade besitzen; sie setzen, oder vielmehr legen sich mit halbem Leibe auf eine sehr reizende Weise darauf, und schaukeln sich ganze Stunden lang in der gleichförmigsten Bewegung hin und her; sie bedienen sich dazu ihres nachlässig herab hängenden Beines, womit sie von Zeit zu Zeit auf den Boden treten, beynabe ohne daß man es bemerkt. Auch die Männer haben dieses Talent, und in der That ist der Hamac sehr angenehm, wenn man ihn zu benutzen versteht. Viele Personen schlafen gewöhnlich darin, und diese Art von Bette gewährt den Vortheil, daß alle Theile des Körpers in jeder Lage auf eine gleiche Art unterstützt sind; man legt daher auch Kinder hinein, welche ihre kleinen Bewegungen ohne Gefahr und mit Behaglichkeit daselbst vornehmen. Man geht auch in den Hamacs spazieren, und macht Besuche darin wie auf den Antillen; man befestiget sie alsdann an einem ungeheuren Bambusrohr, welches zwei Neger an beyden Enden auf ihren Schultern tragen. Man verfertigt sehr schöne Hamacs in der Kolonie, die ausgesuchtesten kommen aber aus der Portugiesischen Kolonie zu Para in Brasilien, am rechten Ufer des Amazonenflusses. Die letzteren sind aus vielfarbiger Baumwolle gearbeitet, sie haben verschiedene Zeichnungen, sie sind mit Einfassungen, Eichen, Franzen geziert, und kosten gegen funfzig Thaler.

Die Hamacs sind zu Reisen auf dem festen Lande vorzüglich nützlich, und dieses giebt uns eine sehr natürliche Veranlassung von der Art, wie



wie man im innern Theile der Guiana reiset, zu reden. Da man sich der Flüsse und des Meeres zur Verführung der Waaren und zur Unterhaltung der Verbindungen zwischen den verschiedenen Kantonen bedient, so giebt es in der ganzen Colonie keine Wege, ausgenommen in der kleinen Insel Cayenne. Bis jetzt sind auch die Gegenden, wohin sie führen könnten, zu unbedeutend, und das zwischen liegende Land ist zu öde, als daß man auf Anlegung von Wegen hätte denken sollen. Man ist indessen öfters zu Reisen in das innere Land, besonders des Sommers genöthiget, weil es alsdann sehr schwer ist, längst der Küste gegen die Winde und Ströme zu segeln. Man versieht sich in solchen Fällen mit Lebensmitteln und allem, was man zu brauchen glaubt; das vorzüglichste Geräthe ist der Hamac, und das Gepäck wird in großen Körben \*), die man *Pacarets* nennt, verwahrt. Man versieht sich ausserdem mit Werkzeugen, um die Rankendiesel und andere solche Hindernisse aus dem Wege zu räumen, man nimmt Flinten mit sich, auf den

\*) Diese Körbe haben die Gestalt eines länglichen Vierecks, man legt gewöhnlich Dinge hinein, die man vor dem Regen schützen will, und sie sind manchmal mit vielem Aufwande gemacht. Der Deckel, welcher bis an den Boden des Korbes reicht, ist aus dem nämlichen Material verfertigt, und das ganze besteht aus zwei auf einander gelegten Geweben, zwischen welchen Bananasblätter gelegt sind, die den nämlichen Dienst, wie die Wachseleinwand, thun.

den Fall, daß man zufälligerweise ein Stück Wildpret oder auf seltene Vögel stoße, und so geht der Zug fort.

Eine gute Magnetnadel, und einige nicht viel besser unterrichtete Wegweiser leiten die Karavane. Da man auf keine Wirthshäuser rechnen kann, so macht man bei einbrechender Nacht Halt, oder wenn man gutes Wasser gefunden hat, welches in der Guiana sehr häufig ist, sobald man sich ein wenig von den Küsten entfernt. Nun setzt sich alles in Bewegung; die einen bereiten die kleine Mahlzeit, sie zünden Feuer an, welches zur Nachtzeit in den Wäldern öfters nöthig ist, andere hauen Nester ab, woraus in der Geschwindigkeit ein Himmel gemacht wird, durch den der Regen nicht dringen kann, und unter welchem der Hamac an zwei Bäumen aufgehängt wird. In der Nähe des Meeres muß man sich auch noch gegen den Biß der Insekten schützen; doch versichert man mich, daß dieses in den sogenannten großen Wäldern nicht nöthig sey. Stößt man auf eine Wohnung, so wird man sehr gastfrei und liebevoll aufgenommen.

Die Bewohner der Guiana sind mit allen, was zu einer guten Tafel gehört, reichlich versehen; sie sind überhaupt genommen, nichts weniger als leckerhaft, wenigstens findet nicht jedermann an ihren Leckereien Geschmack. Sie ziehen, wie fast in allen Kolonien, gesalzenes Fleisch und Fische dem frischen vor, und sie verzehren außerordentlich viel gesalzene Speisen von jeder Art. Dieses rührt daher, daß ihre Organe



Wie in allen warmen Ländern stumpfer sind, und ihre Lebensart trägt hierzu vieles bei; vielleicht ladet sie auch die Natur besonders zu dem Genuß solcher Lebensmittel ein, die nicht so schnell in Fäulniß übergehen. Dem sey nun wie ihm wolle, kurz, sie lieben alles was stark und beizend ist, und sie bauen daher verschiedene Arten von Pfeffer, wovon sie in ihrer Küche Gebrauch machen, so unerträglich scharf auch einige derselben sein mögen. Besonders spielt er in den Nachtessen eine Hauptrolle, denn hier ist das vorzüglichste Gerichte gewöhnlich eine Schüssel mit Fischen, die einem durch die Menge Pfeffers, womit sie gewürzt sind, beinahe den Mund zerreißen. Doch wird der Pfeffer, welcher die Größe einer Pistacie hat, zuweilen auch in einem besondern Gefäße aufgetragen, und dann drückt ihn ein jeder nach Belieben aus; ein schwacher Druck giebt einer großen Menge Brühe einen beißenden Geschmack.

Raum begreift man, wie die Kreolen und besonders die Weiber bei ihrer großen Vorliebe vor gesalzene und gewürzhafte Speisen an einer so ganz geschmacklosen Nahrung als die Cassave ist, Vergnügen finden. Sie ist ein großer runder drei Linien dicker Kuchen, aus grob gemahlenem Mehle von Maniok, welches man auf einem Bleche nur wenig backen läßt. Die Kreolen essen die Cassave statt des Brodes, und sie ziehen dieselbe bei großen Mahlzeiten in der Stadt dem besten und weißesten Brode vor. Sonst ist man in Guiana die nämlichen Gerichte

rüchte wie in den andern Kolonien, besonders auch das Calalou, eine fleberichte Speise, deren Grundlage die Frucht aus der Pflanze Combau ist.

Bei jeder Mahlzeit bietet ein Neger den Gästen nach dem ersten Gange ein Glas Tafia an, welches nicht leicht ausgeschlagen wird. Der Tafia zu Cayenne ist hell wie das reinste Quellwasser, sehr gesund, und wird durch das Alter immer angenehmer, besonders seitdem man ihm mit frischem Zimmt abziehen gewohnt ist.

Ich werde Veranlassung finden, in den folgenden Abschnitten mehrere neue Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche in Guiana einzuschalten. Jetzt gehe ich zu dem Klima fort, wovon man sich gewöhnlich ganz falsche Vorstellungen macht.

## Viertes Kapitel.

### Klima der Guiana.

Obnerachtet das Klima in der Guiana gesünder ist, als in allen unsern übrigen Amerikanischen Kolonien, so behauptet man doch, daß man daselbst eine pestartige Luft einathme, und man spricht davon wie von Batavia und andern, in dieser Rücksicht übel berüchtigten, Gegenden.

Ich werde das Uebertriebene dieser Behauptung durch unwidersprechliche Thatsachen dar-



thun, und zugleich den Grund dieser falschen Meinung aufdecken.

Meine Leser erinnern sich ohne Zweifel noch der unglücklichen Expedition nach Kourou, welche vor ungefähr dreißig Jahren auf Befehl des Ministers Choiseul veranstaltet wurde. Lange genug hatte man die Kolonie zu Cayenne gänzlich vernachlässiget, und nun schien sie auf einmal die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich zu ziehen.

Zehn tausend Menschen wurden damals zur Bevölkerung der ungeheuren Wüsten von Guiana bestimmt. Anstatt das man aber die nothwendigsten Dinge zum voraus dahin abgeschickt, und das Land auf den Empfang einer Anzahl von Menschen bereitet hätte, welche die Bevölkerung der ganzen Kolonie überstieg, und anstatt sich zuvor nach den Lokalumständen und der Jahreszeit zu erkundigen, schiffte man mit den zehn tausend Menschen zugleich die Lebensmittel, Kleider, Ackergeräthe u. dgl. die ihnen bestimmt waren, ein. Die Schiffe kamen zu Kourou, zwölf Meilen unter Cayenne, zu der Zeit, wo es am stärksten regnet, an. Man fand ein überschwemmtes, aller Hilfsquellen beraubtes Land; es waren nicht einmal Schuppen vorhanden, die man statt der Magazine hätte gebrauchen können, und in denen, welche in der Schnelligkeit erbaut wurden, häufte man ohne alle Ordnung die Dinge, womit die Schiffe beladen waren. Zeug zu Kleidern, Mehl und Arzneimittel lagen mit Oelfässern und eingesalzenem Fleische durch ein-

einander. Durch die Hitze und Feuchtigkeit entstand bald Gährung und Fäulniß; die Menschen, welche schon durch die lange Fahrt ermüdet und nun ohne allen Schutz gegen die ausnehmend regnerische Witterung zusammengedrängt, schlecht genährt, und durch den Hunger zur Verzweiflung gebracht waren \*), starben in erstaunender Menge. Diese kleine Armee neuer Kolonisten verschwand so zu sagen in einem Augenblicke; man erschrak in Frankreich über eine so schnelle Entvölkerung, und man schloß daraus, daß Leute, welche vor Hunger und Elend starben, Opfer des ungesunden Klimas geworden seyn. Dieses Vorurtheil herrscht noch, es hat die Kolonie von Cayenne zu Grunde gerichtet, theils indem es die Regierung verhinderte, sich damit zu beschäftigen, theils indem es eine Menge von Europäern oder Bewohnern der Antillen abgehalten hat, sich daselbst niederzulassen.

Ich mache mir es zur Pflicht, hier eine getreue und ganz partheilose Schilderung von dem Klima in der Guiana einzurücken, und ungegründete Beschuldigungen durch Thatsachen zu widerlegen.

Man

---

\*) Eine Kasse wurde auf den Heilsinseln, Kourou gegen über, bis zu zwölf Sols bezahlt; Einwohner, die selbst Augenzeugen waren, und einige Unglückliche, welche der allgemeinen Verheerung entronnen waren, gaben mir über diese traurige Expedition sehr interessante und authentische Berichte.



Man bemerkt daselbst eigentlich nur zwei verschiedene Jahreszeiten, die trockne und die nasse. Die erste währt gewöhnlich von dem Anfange des Junius bis gegen das Ende des Septembers, und meistens ist die Wärme alsdann sehr drückend; die Luft ist fast immer heiter, und es fallen kaum einige Tropfen Wassers, um die Atmosphäre zu reinigen und abzukühlen. Mit dem Monat Oktober beginnen die Regengüsse, welche in Dezember, Januar, Februar und März sehr häufig sind; alsdann nehmen sie wieder bis zu dem Eintritte der vorigen Jahreszeit ab.

Während der Regenszeit, das heißt sieben bis acht Monate hindurch, ist die Hitze so mäßig, als es sich in der Nähe des Equators erwarten läßt; manchmal beschweren sich die Neger sogar über Kälte, und überhaupt genommen befindet man sich daselbst sowohl als in Europa. Nur zu der Zeit, da stehende Wasser durch die langwierige Hitze ausgetrocknet oder verdorben sind, stellen sich dritthalb Monate lang Fieber ein, die zwar nicht ansteckend, aber doch sehr verheerend sind.

Diese Jahreszeit hat vieles mit dem Winter auf den Antillen gemein, welcher auch daselbst eine kritische Periode ist; doch ist sie zu Cayenne nicht mit Erdbeben, großen Fluthen und Windstößen begleitet, welche den Einwohnern eben so furchtbar sind als den Seefahrern.

Herr Laborde (der so viel ich glaube noch im Departement Gers lebt) welcher zu der Zeit kö-

nig-

niglicher Arzt war, und seit dreißig Jahren die militärischen Hospitäler auf allen Kolonien und besonders auf St. Domingue bereiset hatte, versicherte mich, daß das Klima in der Guiana weit gesünder sey. Er schloß dieses nicht nur aus einer Menge von Beobachtungen, welche er zu machen Gelegenheit hatte, sondern auch aus der Vergleichung der Sterbelisten, welche bei den Regimentern anderer Kolonien viel stärker sind. Alle Einwohner, unter denen es mehrere achtzigjährige giebt, haben mir dieses bestätigt; eine gesunde Gesichtsfarbe ist eben so gemein in Cayenne, als es die gelbe Kartoffelfarbe in unsern übrigen Kolonien ist. Endlich führe ich als einen unumstößlichen Beweis an, daß uns bei unserer ersten Reise nicht ein Mann nach einem ununterbrochenen Aufenthalte von achthalb Monaten zu Cayenne gestorben ist, daß wir aber in den vier Monaten, welche wir unmittelbar darauf in der Bucht zu Fort — Royal auf Martinique zubrachten, gegen zwanzig Leute verloren. Auf meinen zwei folgenden Reisen, wo ich mich ohngefähr vier Monate in Cayenne aufhielt, ist uns von hundert und zwanzig Mann nur einer gestorben, und doch richtet der Tod bekanntlich in Amerika unter den Soldaten und Matrosen die größten Verheerungen an, denn außerdem, daß sie sich weniger gegen das Klima schützen können, führen sie sich noch so auf, daß sie nothwendig die ersten Opfer werden müssen. In anderer Hinsicht hat man aber freilich bemerkt, daß die Luft



Luft, welche man auf den Schiffen und Rheeden einathmet, gesünder ist als die Landluft.

Der Hundskrampf (tetanus) welcher in Amerika manchmal die leichtesten Wunden so gefährlich macht, ist in Cayenne weit seltener als in den andern Kolonien. Statt dieses Uebels giebt es ein anderes, welches man in dem Lande die Kinnbackenkrankheit (mal de machoire) nennt, sie ist allerdings sehr verheerend, aber sie befällt nur Kinder in den sieben oder höchstens neun ersten Tagen nach ihrer Geburt. Im Jahre 1788, da ich meine letzte Reise nach Cayenne machte, kannte man einige Preservativmittel gegen diese Krankheit, die bis dahin die Hälfte der Generation, unter den Weißen wie unter den Schwarzen, hinraffte.

Da ich mir Unpartheilichkeit zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht habe, so darf ich nicht verschweigen, daß eine der fürchterlichsten Krankheiten zu Cayenne herrscht, die diesem Lande eigenthümlich zu seyn scheint, von den Bewohnern das rothe Uebel (mal rouge) und von den Ärzten Elephantiasis benannt wird. Weiße und Schwarze beiderlei Geschlechts werden von ihr befallen; doch ist sie so selten, daß man auf der ganzen Kolonie kaum zwanzig bis dreißig Individuen zählt, welche zu gleicher Zeit daran leiden, und sie äußert sich nur bei Leuten, welche eine ausschweifende Lebensart führen. Da diese Krankheit ansteckend ist, so sind alle, die daran liegen, ohne Ausnahme auf die kleine Insel la Mere, nicht weit von der Küste, drei Stunden unter Cayenne

verwiesen. Man hat das Lazareth der Kolonie dahin versetzt, und man giebt den Kranken kleine Stücke Landes zum Anbau, und überhaupt alles, was die immerwährende Quarantaine, zu welcher sie verdammt sind, erträglicher machen kann. Das rothe Uebel oder die Elephantiasis ist eine Art von Aussatz, die erschreckliche Wirkungen äußert, und gewöhnlich für unheilbar gehalten wird. Indessen kann ich versichern, daß sie nicht immer erblich ist, denn ich sah öfters zu Cayenne eine kleine Negerin, welche von zwei Aussätzigen auf der Insel la Mere erzeugt wurde, und welche die Ärzte für ganz gesund ausgaben.

Die Pocken, welche in den andern Kolonien sehr gemein und manchmal verheerend sind, kennt man zu Cayenne gar nicht; man erkundigt sich sehr sorgfältig, ob sie auf den Schiffen herrschen, welche in den Hafen einlaufen wollen, und wenn unter den Ankömmlingen einer damit befallen ist, so wird dem Schiffe alle directe Verbindung mit dem festen Lande so lange abgeschnitten, bis keine Ansteckung mehr zu besorgen ist.

Man kann wegen der starken Transpiration, welche das Blut austrocknet, und ihm viele balsamische Theile entzieht, wegen der feuchten Luft und der scharfen Nahrungsmittel, die man öfters genießt, nicht lange in der Guiana leben, ohne Anfälle von Scorbut zu bekommen. Aus den nämlichen Gründen sind auch die Flechten so häufig, als in unsern übrigen amerikanischen Kolonien; so beschwerlich auch diese Krankheit an sich ist,



so hält man sie doch für unbedeutend, weil sie vor andern Uebeln schützt.

Ueberhaupt ist, um in der Kürze alles zusammen zu fassen, das Klima der Guiana in Ansehung seiner Gesundheit zwar nicht mit Frankreich zu vergleichen, aber dennoch weit weniger gefährlich als in unsern übrigen Kolonien, und es verdient den üblen Ruf, worin es steht, keineswegs. Wer mäßig lebt, und die übrigen Vorsichtsmaßregeln befolgt, welche jeder Bewohner der heißen Zone zu beobachten hat, kann sich auf ein hohes nicht sehr kränkliches Alter Hoffnung machen, wo er auch übrigens geboren seyn möge. Dieses beweisen die Europäer und besonders die Menge von Flüchtlingen aus Canada, welche sich seit vielen Jahren dort aufhalten; doch kann ich nicht unterlassen hinzuzufügen, daß die einen wie die andern ihre Gesundheit durch Krankheiten erkaufte haben, ohne welchen man sich unter den Wendekreisen nie an das Klima gewöhnt, und die senkrechte Wirkung der Sonnenstrahlen nicht ertragen lernt. Je später sich diese Krankheiten äußern, desto härter und gefährlicher sind sie gewöhnlich.

Man ersieht endlich aus der getreuen Schilderung, welche ich von dem Klima gemacht habe, daß es zwar ungesündere Himmelsstriche gebe, aber nicht leicht einen der unangenehmer zum bewohnen wäre, weil man sich wegen des unaufhörlichen Regens und der erstaunlichen Hitze über die Hälfte des Jahrs einschließen muß, und die übrige Zeit nur in kurzen Zwischenräumen seines

seines Lebens froh werden kann. Die außerordentliche Feuchtigkeit hat auch noch viele andere Unbequemlichkeiten, indem fast alles was man braucht, schnell verschimmelt und verdirbt. Auf den Küsten ist der Regen nicht so häufig als im Innern des Landes, und überhaupt fällt er in geringerer Menge, je mehr Land urbar gemacht wird.

## Fünftes Kapitel.

### Anbau.

Um größerer Deutlichkeit willen muß ich zuerst die Beschaffenheit und die Gestalt des Landes beschreiben. Außer den überschwemmten Flächen, welche zum Anbau nicht tauglich sind, und den ungeheuren Wiesen, welche die Natur zur Viehzucht bestimmt zu haben scheint, besteht das Land überhaupt aus Bergen von mittlerer Größe und aus weiten Ebenen, welche sich kaum ein wenig über das Meer erheben; jene werden das hohe, dieses das niedere Land genannt. Höchst wahrscheinlich war das erstere ehemals vom Meere bespült, und das letztere bildete sich durch das allmähliche Zurücktreten des Wassers. Die verschiedenen Lagen, welche man sehr deutlich bemerkt, setzen dieses beinahe außer allen Zweifel.



Man kann die Natur in dieser Operation, wovon sie auch sonst Beispiele giebt, leichter verfolgen als anderswo.

Die bald mehr bald minder starken Ströme, welche stäts auf der ganzen Küste von Guiana anzutreffen sind, wühlen den weichen Schlamm, woraus der Boden fast überall besteht, um so leichter auf, da er gemeiniglich sehr nahe an der Oberfläche ist. Dieses geht so weit, daß das gewöhnlich sehr schmutzige Meerwasser manchmal verdünntem Rothe gleicht, und nur die Erfahrung setzt die Schifffahrer bei einem so sonderbaren Schauspiel außer Furcht. An denjenigen Theilen der Küste, welche durch ein Vorgebirge geschützt sind, oder einen Busen bilden, wo also die Winde ihre Gewalt nicht so stark ausüben können, läßt das Wasser immer einigen Schlamm zurück, woraus nach einer Anzahl von Jahren das niedrige Land entsteht, wovon ich so eben geredet habe.

Dieses geschieht noch auf eine schnellere und auffallendere Art, die man vielleicht außer Guiana nirgends beobachten kann. Es bilden sich, ohne daß man weiß wie, Bänke von mehr oder minder weichem Schlamm, die manchmal klein sind, manchmal mehrere Stunden im Umfange haben, und von den Strömen fortgerissen werden. Bald gehen sie ziemlich schnell fort, bald ohne daß man es bemerkt, nach einiger Zeit bleiben sie aber stehen oder sie lösen sich auf. Wenn sich eine von diesen Schlammhäufen an das Ufer setzt, so daß sie die Ströme nicht er-

reis

reichen können, so wachsen fast sogleich eine Menge Sumpfkiefern, deren Wurzeln sich in einander schlingen, den Boden befestigen, und ihn auf immer dem Meere entreißen. Auf diese Art ist die niedrige Küste unaufhörlichen Veränderungen unterworfen, und mancher, der noch vor drei Jahren von seinen Fenstern aus auf das Meer sehen konnte, ist jetzt durch einen Wald davon getrennt.

Wir kehren jetzt wieder zu dem Anbau der Guiana zurück. Die ersten daselbst befindlichen Kolonisten waren durch die ungeheure Menge Regens und die Beschaffenheit des niedrigen Grundes, der immer feucht, und manchmal ganz überschwemmt ist, abgeschreckt, sie suchten also auf den Bergen oder den höhern Gründen neuen Schutz gegen diese periodische Sündfluth. Man schloß aus der Schönheit der Bäume, womit sie bewachsen waren, auf eine starke Vegetation und reiche Erndten; sogleich wurden die alten Wälder verbrannt und umgehauen, und dieses ist um so weniger zu tadeln, da man hier keinen Holz-mangel zu besorgen hat, und der Boden nichts trägt, ehe das Holz ausgerottet ist. Man machte den Versuch mit allen möglichen Arten von Produkten, und der Erfolg übertraf immer die Erwartungen. Die ersten Erndten versprachen ein schnelles und glänzendes Glück; man glaubte sich in allem Ernste nach El Dorado versetzt, weil dieses berühmte Land, nach den pomphaften Beschreibungen, in der Guiana liegen sollte.



Nichts konnte in den zwei oder drei ersten Jahren von diesem Irrthume abbringen; bald darauf überzeugte man sich aber bei der schnellen und ununterbrochenen Abnahme der Erndten, daß alle diese schönen Hoffnungen ein leerer Traum waren. Allerdings war dieses Erdreich fruchtbar, so lang es durch die abgefallenen Blätter gedüngt, und durch die Baumwurzeln zusammengehalten war; so wie man aber unter die Oberfläche kam, wurde es durch den Regen in die Ebene gestößt, und es blieb nichts als ein elender abgenutzter Boden, welcher zwar die nothwendigen Bedürfnisse trug, aber jene chimerischen Wünsche seiner Besitzer nicht befriedigte. Da sie einmal ihre Anlagen so weit gebracht, und beträchtliche Vorschüsse darauf gemacht hatten, so wollten sie dieselben auch nicht mehr verlassen. War ein Theil ihres Bodens gänzlich erschöpft, so machten sie in der Eile einige neue Strecken in ihrer Nachbarschaft urbar. So war die französische Guiana lange in einem sehr schlechten Zustande, woraus sie sich eben zu erheben im Begriffe war.

Die Kolonie in Surinam, welche an Cayenne gränzt, und in Ansehung des Klimas und des Bodens von ganz gleicher Beschaffenheit ist, war auch Anfangs gegen den niedrigen Grund eingenommen, sie kam aber bei Zeiten von diesem Vorurtheile zurück. Die Holländer, welche schon in Europa den Wellen des Oceans Dämme entgegensetzten, bekämpften dieselben auch mit vielem Glücke in Amerika. Sie haben in den neuen

neuen Erdreiche, welches die See und die Flüsse schon seit Erschaffung der Welt angeschlemmt hatten, einen reichlichen Ersatz für ihre Mühe gefunden, und die Kolonie dadurch zum höchsten Flor gebracht.

Lange Zeit sahen die Einwohner von Cayenne diese Versuche mit an, ohne dieselben nachzuahmen, denn durch die schon so lange daurende Mittelmäßigkeit war alle Thatkraft in den Seelen erstickt, der Schlendrian siegte über Vernunft und Erfahrung.

Gegen das Ende des letzten Krieges versuchte es endlich ein Deutscher der damalige Gouverneur in Guiana, Baron von B e f n e r auf den Rath einiger wohl unterrichteter Einwohner dieses schöne Land aus seinem tödtlichen Schlummer zu reißen \*). Er durchreisete zu dem Ende Surinam, zog überall Nachrichten ein, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß das Lokal dasselbige sey, brachte er einen geschickten Feldmesser, den Schweizer Guisan nach Cayenne, welcher

---

\*) Ich verschweige alle übrigen, welche dem Baron von Befner behülflich waren, weil keiner von ihnen so viel leistete, als er. U. d. V.

Ich konnte, aller Bemühungen ohnerachtet, keine nähere Nachrichten weder über den deutschen Befner, noch über den Schweizer Guisan einziehen. Wie manche unserer Landsleute mögen schon in den entlegensten Zonen mit ihrem Psunde gewuchert haben, deren Name uns sogar unbekannt bleibt!

U. d. V.



welcher den Anbau und das Austrocknen des niedrigen Grundes vortrefflich verstand, und zugleich eine Ehrlichkeit besaß, die in der gemäßigten Zone immer seltner, in der heißen aber fast nie angetroffen wird.

Die Regierung unterstützte ihn auf alle Weise, und alle ihre dienstfähigen Sklaven standen zu seinem Dienste. Man fieng auf Rechnung des Königs, des Gouverneurs und des Intendanten mit der Urbarmachung an dem Flusse Apropague an, und der allgemein geachtete Herr Guisan bewies, daß er keine geringen Erwartungen von dem niedrigen Boden hegte, indem er selbst fast sein ganzes Vermögen zur Bearbeitung desselben vorschob. Man haute die Bäume um, und zog Gräben nach allen Richtungen, worin sich das Wasser ergoß, und vermittelst sehr einfacher und sinnreich angelegter Schleusen in den Fluß geleitet wurde. Das Erdreich war bald zum Anbau tauglich, und es wurden auch sogleich Versuche angestellt.

In den Jahren 1787 und 1788 waren diese Anlagen schon sehr weit gediehen. Mehr als zwanzig Einwohner hatten daselbst Häuser gebaut, und Werkstätten angelegt. Man war von der vortheilhaften Meinung, die man von dem höher liegenden Boden gefaßt hatte, gänzlich zurückgekommen, und die Regierung begünstigte die Niederlassungen in der Tiefe vorzüglich. Eine Zuckermühle, welche durch die Ebbe und Fluth getrieben wurde, vielleicht das schönste Werk von der Art in ganz Amerika, war bereits im Gange.

ge. Da alles auf dem Boden gedieh, so machten die Kaufleute den Einwohnern Vorschüsse. Fremde kamen in den Freihafen, und brachten Sklaven um einen sehr geringen Preis, die ganze Kolonie war vor Enthusiasmus und Freude gleichsam außer sich, denn das Beispiel von Surinam bürgte für den glücklichen Erfolg. Hierzu kam noch, daß die Einwohner und Sklaven gegen alle Erwartung auf dem frisch ausgetrockneten Boden sich besser befanden, als in irgend einem andern Theile der Guiana.

Ich muß indessen, um allen übertriebenen Vorstellungen vorzubeugen, die man sich von der Kolonie machen könnte, bemerken, daß, wenn gleich noch eine große Strecke von dem guten niedrigen Boden übrig bleibt, doch der bei weitem größte Theil nicht so beschaffen ist. Das ganze Land, welches nicht an dem Flusse Apropague liegt, gleicht noch der im dritten Kapitel gegebenen Schilderung. Die daselbst lebenden Einwohner wissen zwar, daß sie schlechtes Erdreich anbauen, daß sie bei aller Mühe keinen großen Vortheil erringen können, sie haben aber nicht Vermögen genug, um sich anderswo anzusiedeln. Da es ihnen außerdem noch an Sklaven fehlt, so müssen sie so lange in ihrem elenden Zustande bleiben, bis sich die Regierung ihrer annimmt. Man kann in der Guiana vieles mit wenigen ausrichten; da aber außer dem Ackerbau sonst gar kein Kunstfleiß daselbst ist, so läßt sich auch ohne allen Aufwand nie etwas anfangen.



Man suchte im Jahre 1788 schon einen schicklichen Platz für eine Stadt aus, und das linke Ufer des Flusses Apropague schien zwei bis drei Stunden über seine Mündung sehr günstig dazu. Man wollte zugleich einen Hafen und Magazine daselbst anlegen, und alle mit Lebensmitteln beladenen Schiffe daselbst landen lassen.

Der Fluß war aber nicht tief genug, daß Rauffartheschiffe bis an den Ort, wo die Niederlage seyn sollte, hätten gelangen können. Nur kleinern Schiffen, welche sechs bis sieben Fuß Wassers brauchen, ist dieses möglich, und auf solche hätte man die Lebensmittel zu den größeren, an der Küste liegenden Fahrzeugen, überführt. Das Kriegsschiff, worauf ich mich auf meiner ersten Reise befand, und welches ohngefähr neun Fuß unter Wasser gieng, wollte des Beispiels halber den Fluß Apropague hinauffahren. Es gelang ihm vortreflich bei einer großen Fluth, und es kam vier Stunden über die Mündung. Hier kommt man an eine weit tiefere Stelle, welche eine Art von Hafen bildet. Wir feuerten an diesem Orte mehrere Freudenschüsse ab, deren Donner wohl zum erstenmale in den friedlichen Wäldern jener Gegend wiederhallte; da wir aber auf der ganzen Farth so wenig Wasser antrafen, so läßt sich kein großer Nutzen von diesem Versuche versprechen. Wie ganz anders ist in dieser Rücksicht der prächtige Fluß Surinam, auf welchem Fregatten und selbst Schiffe von fünfzig Kanonen drei Stunden über der Mündung hinauffahren, und wo ich noch drei Stunden

den höher eine Menge der größten holländischen Transportschiffe vor den Magazinen zu Paramaribo gesehen habe. Alles zeigt von Reichtum in dieser Stadt, und sie verdient es, die Hauptstadt einer so schönen Kolonie zu seyn. Ich habe oben von dem Umhauen des Holzes gesprochen, und werde nun beschreiben, wie man bei Urbarmachung des niedrigen Bodens dabei verfährt.

Gewöhnlich darf nur das Holz längst der Flüsse ausgerottet werden, weil der daselbst befindliche Boden besser ist, und dadurch die Ausfuhr der Lebensmittel sehr erleichtert wird. Man bestimmt bei Ertheilung der Erlaubniß genau die Länge und Breite des Bodens welcher angebaut werden soll, und gewöhnlich giebt man eine größere Strecke, als man gleich anfangs urbar machen kann. Zuerst zieht man Gräben, auf den drei Seiten, welche nicht von dem Flusse begrenzt sind, durch welche das innerhalb des Umfangs befindliche Wasser abgeführt wird, und dann haut man alle Bäume um, die sich auf dem Boden befinden.

Gewöhnlich wählt man zu dieser Operation die ersten schönen Tage gegen das Ende der regnerischen Jahreszeit. Jene uralten Wälder, welche in Europa von unschätzbarem Preise wären, werden nun ohne alle Schonung niedergehauen, und kaum giebt man sich auch die Mühe, das zur schönsten Tischlerarbeit taugliche Holz auszusuchen. Sind die Bäume drei oder vier Monate hernach durch die Sonnenhitze hinlänglich ausgetrock-



trocknet, so wartet man nur auf starken Wind, um Feuer an einem Ende anzulegen, welches bald überall um sich greift, und dem Boden den besten Dünger verschafft. Nun ist noch eine sehr beschwerliche Arbeit übrig, die aber meistens nur oberflächlich getrieben wird, nämlich das Ausrotzen der Wurzeln, ehe man dem Boden den Saamen und die Pflanzen anvertraut.

## Sechstes Kapitel.

Von den Indianern oder von den Wilden.

Nachdem wir das Land im Allgemeinen kennen gelernt haben, wenden wir uns zu dem Gegenstand, der uns daselbst am meisten interessiren muß, dem Menschen. Guianens erste Bewohner sind nicht, wie die der meisten übrigen Kolonien, von den Europäern aufgerieben worden. Da von einigen friedfertigen und wenig zahlreichen Völkerschaften nichts zu befürchten war, so erhielten sich noch bis jetzt die ursprünglichen Landesbewohner; man behandelt sie sehr gut, und lebt beständig im besten Vernehmen mit ihnen. Sogar ihre Freiheit ist nicht im geringsten beschränkt worden, ohnerachtet sie nicht anders als durch die Flucht in das Innere des Landes sich davor hätten schützen können, und selbst diese Flucht wäre in mehr als einer Rücksicht zu ihrem Verderben ausgeschlagen.

Die

Die Kolonisten heißen die Eingebornen Indianer oder Wilde, ein Name, welcher ihnen nur zukommen kann, in so fern man darunter einfache uncivilisirte und beinahe im Naturstande lebende Menschen versteht. Sie sind die gutmüthigsten Geschöpfe von der Welt, aber freilich von jener Gutmüthigkeit, welcher niemand einen Werth beilegt, weil sie mehr eine Folge moralischer Erschlaffung, als das Werk eines guten Charakters ist.

Wer den Einfluß des Klimas auf die Menschen noch am mindesten bezweifelt, der vergleiche die Eingebornen von Canada und des ganzen Nördlichen Amerikas mit denen auf der Guiana; er halte die Energie, die Thätigkeit und den starken Charakter der ersten mit der sorglosen Apathie, Furchtsamkeit und Stumpfsinn der letztern zusammen, und versuche es, ob er so ganz entgegengesetzte Wirkungen einer andern Ursache zuschreiben könne.

Die Haut der Eingebornen auf Guiana ist kupferfarbig, und sie erhöhen diese Farbe noch mehr durch den Roucou, womit sie sich den ganzen Leib bestreichen, und wovon sie nicht gut riechen. Die Hamacs und ihr übriges Hausgeräthe wird auch mit Roucou eingerieben. Dadurch schützten sie sich ohne Zweifel anfangs gegen den Biß der Insekten, welche dieser Geruch abhält, jetzt ist es aber zu Mode und zur Zierath geworden. So hat vielleicht manche Gewohnheit wilder Völker, die uns jetzt widersinnig vor-

kommt,



kommt, ihren guten Grund in Lokalamständen, welche dieselbe rechtfertigen.

Die Eingebornen sind von mittlerer Statur, nicht nervig, ihr Gesicht ist ohne Ausdruck, und ihr Körper ist, wie gewöhnlich der weibliche, fett und rund.

Lange sehr schwarze Haare, die sich nicht krausen, und rauh wie Roßhaare anzufühlen sind, hängen über ihren nackten Schultern, und manchmal machen sie mit Bindfaden einen Zopf daraus. Kommen sie nach Cayenne, der Hauptstadt, wo sie immer sehr gut aufgenommen werden, so ziehen sie ein langes leinenes Hemd an, welches *Ginga* \*) heißt; einige bedecken sich noch mit Beinkleidern, doch ist diese Art von Luxus ziemlich selten. Die Weiber tragen Hals- und Arm-Bänder, die aus bunten und kleinen Glaskügelchen zusammengesetzt sind; es gehört vorzüglich zu ihrem Puz, daß sie sich mit Bändern und rothen Zeuge oberhalb und unterhalb der Wade fest zusammen schnüren, die ihnen alsdann besonders schön vorkommt, wenn sie stark angezogen glänzend, ist und einen großen Hüfer bildet. Um doch das Ansehen zu haben, als ob sie sich nach unsern Gebräuchen richteten, ziehen sie, wenn sie auf den Straßen zu Cayen-

\*) Einige Indianische Völkerstämme, die etwas von der Küste entfernt sind, tragen bei großen Gelegenheiten sehr kostbare Kleider und Mützen von seltenen Federn.

Cayenne gehen, einen kleinen leinenen Unterrock, aber weder Schuhe, noch Strümpfe, noch ein Hemd an; sonst sind die Personen beiderlei Geschlechts nur in so weit bekleidet, als es die Schaamhaftigkeit zur höchsten Nothdurft erfordert. Die Bedeckung der Weiber besteht in nichts als in einer kleinen Schürze von Glasperlen, welche die Gestalt eines Trapezes hat, ohngefähr 8 bis 9 Zoll hoch, an dem obern Theile vier bis fünf Schuh, und an dem untern höchstens so viele Zoll breit ist. Diese kleine Schürze wird *Kouyou* genannt; sie ist gewöhnlich mit vieler Sorgfalt gearbeitet, und hinten sieht man nichts davon als einen kleinen Faden, wodurch sie um die Hüfte gebunden wird.

Ich sah einige unter denen Weibern, welche ihre Unterlippe mit drei Stecknadeln durchstochen hatten, deren Spitzen nach außen zu gienzen. Sollte dieses alles Zierde oder als Heilmittel dienen, wie man mich öfters versicherte? Beides läßt sich kaum begreifen.

In zweifelhaften Fällen von der Art muß man sich nie bei den Männern Rath's erholen, denn diese sind von einer gränzenlosen Eifersucht, ja ihre ganze Energie scheint in dieser Leidenschaft konzentirt zu seyn. Man redet daher auch nie mit ihren Weibern, und empfiehlt jedem Euro päer, den die Neugierde in ihre Gesellschaft führt, daß er sich stellen solle, als bemerkte er sie gar nicht. Die Eifersucht scheint ihren Grund mehr in dem Gefühle des eigenen Unvermögens als in dem Werthe zu haben, den man auf eine gewisse



Person legt; denn diese kleinen Sultane behandeln ihre Weiber mit vieler Gleichgültigkeit, Härte und Verachtung. Sie müssen alle mögliche Arbeiten verrichten, nur der Fischfang und die Jagd ist ihnen erlassen. Auf den Reisen, die häufig vorkommen, unterliegen sie beinahe unter der Last ihrer Kinder, des Hamacs und des Hausgeräthes, während daß der Mann nichts als die Pfeile und den Bogen hält, und im tiefsten Stillschweigen ganz allein mit lächerlicher Gravität einige Schritte vorausgeht. Die Bewohner des innern Landes und die Befehlshaber auf den militärischen Posten haben mich versichert, daß die Eingebornen oft um des geringsten Verdrusses willen, ja nur aus Laune sich anderswo festsetzen, oder eine Reise von 20 bis 25 Stunden nicht scheuen, um ihre Klagen anzubringen.

Diese Naturmenschen sind nicht sehr zahlreich, und selten gelangen sie zu einem hohen Alter. Jeder kleine Völkerstamm hat seinen besondern Anführer, denen man unter Ludwig XV. zur Auszeichnung einen blauen, mit Golde porbirten Stock, einen Stock mit einem großen silbernen Knopfe, und eine silberne Medaille mit dem Bildnisse des Königs gab, welche sie auf der Brust trugen. Ich sah sie öfters zu Cayenne in diesem glänzenden Aufzuge mit herumhängenden, oder bloß mit einem Bindfaden zusammengebundenen Haaren, ohne Schuhe und Strümpfe. Uebrigens waren diese Anführer weder auf ihre Würde noch auf ihre große Pracht stolz.

stolz. Einer derselben lehrte mich mit dem Bogen zu schießen, und er war über den Schluck Tafia, den ich ihn am Ende der Lektion gab, eben so vergnügt, als der geringste seiner Untergebenen.

Der Einkauf und Verkauf verschiedener Dinge führt sie oft mit ihren Weibern und Kindern in die Stadt; sie kommen ohne alles Mißtrauen, und man hegt keines gegen sie. Vor dem Stadthor gegen den Fluß zu hat man ihnen sogar einen besondern Schuppen bestimmt \*), wo sie ihre Hamacs aufhängen, und sich bei ihrer Ankunft aufzuhalten pflegen. Dieser Schuppen besteht bloß aus einigen Pfosten über welchen ein Dach ruht, und der Wind hat von allen Seiten Zugang; dennoch ist er vor die Bedürfnisse dieser Naturmenschen hinreichend. Wer sie nicht in ihren kleinen Dörfern oder Carbet's besuchen will,

---

\*) Den Tag über geht es hier in der Regel ganz ordentlich zu; des Abends aber, wenn der Tafia in die Köpfe gestiegen ist, hört man oft Drohungen, Zank, und zuweilen giebt es Schlägereien. Wenn es zu ernsthaft wurde, so führte ein Corporal mit zwei oder drei Gemeinen die Hefigsten in das Gefängniß, man ließ sie noch am nämlichen Abend oder spätestens den andern Tag laufen, und diese kleine Züchtigung von Seiten der Polizei störte das gute Vernehmen nie. Man weiß kein Beispiel, daß sie sich je in solchen Fällen widerlegt hätten; so weit geht ihre angeborene Furchtsamkeit, und so groß ist die Vorstellung, welche sie von der Ueberlegenheit der Weißen haben.



will, kann hier ihre Sitten und Gebräuche mit Muse beobachten, denn es befremdet sie gar nicht, daß man ihre kleine Einrichtungen sehen will, und sie lassen sich auch durch niemand stören. Man kann sich auch mit ihnen unterhalten, weil es, bei ihren mannigfaltigen Verhältnissen mit den Bewohnern der Stadt, immer einige giebt, welche gebrochen französisch reden, und die man verstehen kann. Sie buzen, und nennen jedermann *Banare*, welches in ihrer Sprache „mein Freund“ heißt, und so redet man sie wieder an. Mehrere Einwohner und Neger sprechen ihre Sprache, und man findet davon ein kleines Wörterbuch in einem sonst sehr schlechten Werke des Hr. Prefontaine, welches den Titel: die Bauernhütte zu Cayenne (*Maison nistique de Cayenne*) führt.

Ich erwähnte oben des außerordentlichen Stumpfsinnes der Eingebornen, und der sicherste Beweis davon ist wohl, daß sie durch den Anblick aller Wunder der Natur nie auf den Gedanken an ihren Schöpfer geleitet worden sind. Man findet nicht einmal Spuren von Abgötterei unter ihnen, sie leben in dieser Rücksicht ganz wie die Thiere, und es fällt ihnen gar nicht ein, den engen Kreis zu verlassen, welchen Gewohnheit und Bedürfnis um sie gezogen haben.

Sie sind äußerst faul und sorgenlos. Sie bauen nichts als einige Fuß breit *Roucou*, womit sie ihre Personen und Hausgeräthe bestreichen, ein wenig Baumwolle zu ihren *Hamac*s, und etwas *Manioc* oder *Iguame* zu ihrer Nah-

Nahrung. Sonst bekümmern sie sich ganz und gar nicht um die Zukunft, sie legen sich in ihren *Hamac*s nieder, so bald sie gegessen haben, und pressen aus einer Art von Flöte \*) rauhe und falsche Töne heraus, welche sie zuletzt einschläfern. Meistens stehen sie nicht eher auf, als bis sie der Hunger auf die Jagd oder auf den Fischfang treibt. Die Natur erleichtert ihnen die Befriedigung der wenigen Bedürfnisse und Begierden, die sie etwa haben, so sehr, daß sie sich der, den heißen Erdstrichen eignen, Faulheit um so eher überlassen. Der Mensch bedarf äußerer Antriebe, und die Erfahrung hat gelehrt, daß die Indianer brauchbarer sind, seitdem man sie mit neuen Bedürfnissen und Genüssen bekannt gemacht hat.

Gegen den *Tafia* und alle übrigen starken Liqueurs hält ihre Gefühllosigkeit nicht Stand. In Ermangelung derselben berauschen sie sich mit gegohrenen Getränken, die sie selbst machen, gewöhnlich mit *Wicou*, welcher aus *Manioc* bereitet wird, und abscheulich schmeckt. Außer den vielen Trinkgelagen in kleinen Zirkeln halten sie auch allgemeine in den *Carbet*s (Dörfern) wo jedesmal ein großer hiezu bestimmter Schuppen befindlich ist. Man versicherte mich, daß sie zuwei-

\*) Diese Flöte hat nur ein sehr großes Loch, welches sie mit der rechten Hand bedecken, und es läßt sich schlechterdings nichts darauf spielen; das Instrument ist lärmend ohne alle Harmonie.



weilen mehrere Tage hinter einander währen. Sie setzen sich in einem Kreise, und die Weiber dürfen, höchstens den Wicou oder irgend einen andern Liqueur aus einem großen in der Mitte befindlichen Napfe in die Flaschenkürbisse gießen, und die Männer bedienen.

Die Art, wie sie bey der Bereitung des Manioc's verfahren, beweist, daß die Natur jedem Geschöpfe den zu seiner Erhaltung nöthigen Kunsttrieb eingepflanzt hat. Bekanntlich ist der Manioc, so wie er von Natur wächst, ein Gift, und es ist sonderbar genug, daß man fast im ganzen südlichen Amerika die Wurzel davon als Nahrungsmittel gebraucht. Die Einwohner überzeugten sich nämlich durch Erfahrung, daß eigentlich nur der Saft im Manioc giftig sey, und daß, wenn dieser ausgepreßt ist, eine gute mehlichte Substanz übrig bleibe. Bey der Scheidung verfahren sie auf folgende Art. Sie befestigen kleine spizige Steine auf einem zwei Schuh langen Brete, und zerquetschen die Maniocwurzel, nachdem sie geschält ist, mit dieser sehr starken Raspel, welche in dem Lande *Grage* heißt. Der zerriebene Manioc wird in einen fein geflochtenen Korb oder Schlauch gefüllt, welchen man oben an einem Baum befestiget, und unten mit einem großen Steine behängt; durch das Gewicht entsteht ein starker Druck, und das schädliche Wasser wird aus dem Manioc nach und nach ganz ausgepreßt. Mit dem Rückstande macht man entweder *Cassave* oder *Couac*, welches nichts anders ist, als jenes zuerst getrock-

trocknete und hernach auf einer Platte geröstet grobe Mehl.

Ihr Kunstfleiß geht noch weiter. Sie verstehen sich auf die Bereitung eines vortrefflichen Töpfergeschirres, welches im Feuer vollkommen aushält; es ist aber schwer zu bekommen, weil sie nur wenig davon machen, und sie kaufen sogar selbst zu ihrem Gebrauche das meiste zu Cayenne. Alle ihre Gefäße, die sie nicht dem Feuer aussetzen, sind nichts als ausgehöhlte Kürbisse von verschiedener Größe, und öfters versehen sie dieselben mit vielen Zierrathen. Sie machen auch allerley Körbe, unter denen manche wegen ihres künstlichen und saubern Geflechtes den Europäern Ehre machen würden. Ihre Hamacs sind auch sehr dicht und fest gewebet, sie verfertigen aber von allen diesen Dingen nicht mehr, als sie brauchen, und nur durch Tafia kann man sie zurweilen von ihnen erhalten.

Des Winters, das heißt während der Zeit des Regens, kommen nur wenige Indianer aus der Nachbarschaft nach Cayenne. Sie bleiben alsdann nur kurze Zeit dort, und man kann sie deswegen auch nicht gut beobachten. Im Sommer kommen sie aber aus den entlegensten Gegenden der Kolonie auf ungeheuren Fahrzeugen mit Segeln. Man erkennt sie schon in der Ferne theils an der Bauart, noch mehr aber an dem schneidenden Geschrei der Papagayen, der Tocos, der Uras (oder indianischer Raben) und der Affen; welche sie mitbringen. So gemein auch diese Thiere in dem Lande sind, so ziehen sie doch



noch eine Menge neugieriger Zuschauer herbei, und gewöhnlich verkaufen sie ihre Ladung gut. Sie besteht nicht nur in den eben genannten Thieren, sondern sie bringen auch manchmal eingefalzenes Fleisch von wilden Schweinen, See-  
füße, (maniatus) und andere Fische mit.

Ueberhaupt verhandeln sie alles, was sie besitzen, und nichts ist veränderlicher als ihr Preis; er hängt bloß von dem Zustande ab, worin sich ihre Gurgel, im Augenblicke befindet, wo man sie anredet, und von der Art, wie man sie zu behandeln weiß. Manchmal scheint es, als wollten sie gar nichts verkaufen, oder sie machen wenigstens außerordentliche Preise. Böte man ihnen drei Vierteltheile, so würden sie es geradezu ausschlagen, denn mit Worten kommt man ihnen nicht bei; legt man ihnen aber nur die Hälfte oder ein Dritteltheil in die Hand, so zählen sie hin und her, ohneachtet sie das Geld sehr genau kennen; der Zauber wirkt, der Anblick des Geldes und der Vorschmack des Tassas bestimmen sie, und der Handel ist geschlossen. Zuweilen verkaufen sie alles beinahe für nichts, sogar ihre Hamacs, ihr Hausgeräthe, ihre Ruder und Waffen.

Ihre vorzüglichsten Waffen bestehen in Pfeilen und Bögen, und einem Instrument aus harten und schweren Holze, welches sie Boutou oder Casse — tete (Kopferschmetterer) nennen, und das seinem Zwecke vollkommen entspricht; diese Keulen sind in Ansehung ihrer Form und Zierrathen verschieden, und sie haben alle einen Baumwollenen Henkel, welcher sich um das Ge-  
lenke

lenke der Hand schlingt, damit die Keule desto fester gehalten werden könne.

Ihre Bögen sind gewöhnlich fünf bis sechs Fuß hoch und aus Letterholze gemacht. Die Sehne ist aus Seidenkraut (pitre) bereitet, und fast so lang als der Bogen; an dem einen Ende desselben bleibt sie immer befestiget, und an dem andern wird sie eingehängt; man muß sie aber drehen und etwas kürzer machen, wenn der Bogen gespannt werden soll.

Meistens sind die Pfeile länger als die Bögen; ich sah einige die sechs und einen halben Fuß lang waren. Wenigstens zwei Dritteltheile derselben bestehen aus einem kleinen sehr zerbrechlichen und leichten Schilfe, und man fügt daran mit Baumwolle ein sehr hartes Stück Holz, welches bald mit eisernen Stiften bald mit den Stacheln verschiedener Fische, z. B. des Machoiran und des Rochen beschlagen ist. Der Stachel des Rochen ist gegen vier Zoll lang, von beiden Seiten mit einer Menge von Zähnen versehen, die so beschaffen sind, daß sie leicht einbringen, aber nicht ohne die stärksten Risse zu machen, zurückgehen. Die Wilden im Innern des Landes bedienen sich immer solcher Pfeile in ihren Schlachten, und alle Wunden, welche sie damit machen, sind tödtlich, weil der Stachel sich von dem Pfeile trennt, und in der Wunde bleibt, wenn man ihn zurückziehen will. Gewöhnlich sind aber die Eingebornen in Guiana viel zu friedfertig, als daß sie diese schreckliche Waffen oft gebrauchen sollten, und die in Afrika



so gemeine Sitte, die Pfeile zu vergiften, ist ihnen ganz unbekannt. Alle ihre Pfeile sind mit Federn versehen, außer denen, welche sie zur Erlegung der Fische bestimmen.

So tief diese Menschen in Ansehung ihrer geistigen Fähigkeiten stehen, so sehr sind sie dafür durch ihre beispiellose Geschicklichkeit und die ausnehmende Schärfe ihrer Sinnen entschädigt. Es erregt Erstaunen, wenn man sie den Bogen bei ihren Fischereien im Meere oder in großen Flüssen führen sieht. Sie haben gewisse, andern schlechterdings unbemerkbare, Kennzeichen, woran sie die Nähe eines Fisches von weitem erkennen, und indem die Weissen, welche sie manchmal aus Neugierde begleiten, sich alle Mühe geben, um das zu entdecken, worauf sie der Indianer aufmerksam macht, so geht der Pfeil los, und der tödtlich verwundete Fisch krümmt sich auf der Oberfläche.

Sind sie durch einen zwischenliegenden Gegenstand verhindert, geradezu nach einem Fisch oder nach Wasservögeln zu zielen, so schießen sie den Pfeil nach dem richtigsten Augenmaße in die Luft; er beschreibt eine Parabel, und trifft in seinem schnellen Laufe beinahe immer den Gegenstand, auf welchen er gerichtet war. In den Wäldern bedienen sie sich gleichfalls des Gesichts, des Gehörs und des Geruchs. Da sie selbst fast nichts als Instinkt und Sinnen wie die Waldthiere haben, so sind sie auch mit der, einem jeden eigenthümlichen, List und Schlaugigkeit bekannt. Eine Menge kleiner Umstände, die uns ent-

entwischen, sind unfehlbare Kennzeichen für sie, und fast nie ergreifen sie ihren Bogen, ohne so viel Wildpret zurück zu bringen, als sie brauchen. Sie ziehen dennoch die Glinten vor; man giebt sie ihnen ohne Mißtrauen, und sie bedienen sich derselben auf eine eben so geschickte Art.

Wenn sie in ihren Rachen fischen, so sind gewöhnlich nur zwei miteinander; der Eine ist mit dem Pfeile und Bogen bewaffnet, und steht vornen unbeweglich, der Andere sitzt hinten und rudert. Sie reden nie ein Wort, es möge auch vorkommen, was es wolle. So bald derjenige, welcher auf der Wache steht, und überall umher blickt, etwas beobachtet, so giebt er dem andern sogleich die Richtung an; dieser steuert der Anzeige gemäß, und macht so wenig Geräusch und Bewegung als möglich ist. Nach einem verabredeten Zeichen rudert er gar nicht mehr, der Rachen geht von selbst noch ein Stück weit in seiner Richtung fort, und der erste drückt seinen Pfeil ab, wenn er in der gehörigen Entfernung zu seyn glaubt.

Der Fisch welcher auf diese Art gefangen wird, ist vortrefflich, heißt das alte Weib \*) wiegt manchmal gegen drei bis vier hundert Pfunde, und zeigt sich oft an der Oberfläche des Wassers. Sobald ihn der Indianer schon in der größten Entfernung wahrnimmt, so fährt er  
D ohne

\*) Bei den Engländern Meerschleie, sonst Papagaischnabel.



ohne alles Geräusch gegen ihn, und drückt seinen stärksten Pfeil auf ihn ab; das Thier schlägt fürchterlich um sich, taucht unter und verschwindet. Der Indianer ist schon daran gewöhnt, er sieht den Erfolg zum voraus, und bleibt unbeweglich, sein durchdringender Blick richtet sich überall hin, und wirklich erscheint der Fisch, der durch die Wunde geschwächt, und durch den Pfeil in Unruhe versetzt ist, bald wieder an der Oberfläche des Wassers, doch zuweilen in einer ziemlich beträchtlichen Entfernung. Der Indianer sieht die Spitze seines Pfeils, er nähert sich, schießt einen zweiten los, der Fisch taucht noch einmal unter, kommt aber bald und in einer kleineren Entfernung wieder zum Vorschein, und nach einem dritten Schuß bekommt der Indianer den Fisch in seine Gewalt.

Außer des Pfeils bedienen sie sich, auch des Harpons bei dem Fischfang, und zwar mit eben so vielen Geschicklichkeiten. Da ich zufälligerweise in einer Wohnung an dem Flusse Aprozague war, so sah ich einige, die in ihrem Rachen einen ungeheuren Schwerdtfisch von fünf bis sechs Centnern hatten; ich kaufte das Schwerdt desselben für eine Bouteille Tafia, und sie erzählten mir, was ihnen so eben begegnet war. Sie hatten nahe an der Mündung gefischt, und schon einen guten Fang gethan, als sie auf der Oberfläche des Wassers die große Flossfeder, welche auf dem Rücken des Schwerdtfisches liegt, sahen. Das Thier war sogleich mit dem Wurfspfeile erreicht, es entfernte sich aber nach erhaltener Wunde so schnell,

schnell, daß die Indianer das am Wurfspfeile befestigte Seil nicht schnell genug abwickeln konnten; der Rachen warf um; und alles fiel in das Wasser. Dieser Unfall setzte sie nicht in die mindeste Verlegenheit; einige von ihnen suchten den Rachen zu retten, während die andern mit dem Seile des Wurfspfeiles an das Ufer schwammen, und den Schwerdtfisch an das Land zogen.

Zur Erlegung der wilden Schweine, welche in dem Lande sehr zahlreich sind, bedienen sie sich besonderer Pfeile, die mit einem kleinen, dünnen und lanzenförmig geschnittenen Stücke Bambus beschlagen sind. Sobald die Indianer merken, daß die Schweine, welche immer in großen Haufen ziehen, und sich durch ihr Gurren verrathen, herbeikommen, so erwarten sie dieselben auf den Bäumen. Im günstigen Zeitpunkt giebt einer von ihnen das Zeichen zum Angriff, die Pfeile regnen von allen Seiten, die wilden Schweine zerstreuen sich unter einem entsetzlichen Geschrei, und die Indianer steigen von den Bäumen herab, um sich der Todten auf dem Schlachtfelde zu bemächtigen, oder um die Verwundeten aufzusuchen.

Diese Jagd wird manchmal auf eine sehr verschiedene Art angestellt. Wenn die Indianer an dem Ufer großer Flüsse in ihrem Rachen sind, und eine Bande wilder Schweine nach dieser Richtung kommen sehen, so stören sie dieselben nicht, und verbergen sich sorgfältig. Dester schwimmt die ganze Heerde in geschlossenen Reihen über den Fluß; ist sie so weit gekommen,



daß sie nicht wieder zurückkehren kann, so treten die Indianer in ihren Nachen aus dem Hinterhalte hervor, und sie schlagen die Schweine ohne alle Mühe mit ihren Rudern und Keulen todt. Diese Ereignisse sind den Indianern nichts ungewöhnliches, und ich sah einen Einwohner von Cayenne, welcher einem ähnlichen Feste beiwohnte, als er einst über einen Fluß setzte.

Die Jagd auf eine Art sehr großer und schmackhafter Eideren ist von besonderer Beschaffenheit. Gewöhnlich halten sie sich auf hohen Baumästen auf, und da der Pfeil, den man nach ihnen schießt, in dem Holze stecken bleiben würde, so befestigen die Indianer an die Spitze einen Kolben von türkischem Weizen, womit die Eideren erschlagen wird.

Man sieht leicht ein, daß es von großen Nutzen ist, so geschickte Bogenschützen in seinen Diensten zu haben, und viele Einwohner gehen Verträge mit ihnen ein.

Der Einwohner giebt monatlich eine Summe Geldes, Tafia, und einige Ellen grober Leinwand; dafür versorgt der Indianer seinen Tisch mit Wildpret und mit Fischen. Ist der Monat geendigt: so steigern sie entweder den Preis, oder sie heben den Kontrakt ganz auf, und nie ist es erlaubt, sie mit Gewalt zurückzuhalten.

Ohnerachtet ihre Unabhängigkeit nicht am mindesten angetastet wird, so verlangte doch der Gouverneur der Insel manchmal einige Dienste von ihnen, in Sachen, welche das allgemeine Wohl betrafen; doch kam man darin gütlich überein,

überein, und der Preis für ihre Bemühungen wurde auch festgesetzt. Man gebrauchte sie besonders als Wegweiser, wenn man entlaufene Neger wieder einholen wollte. Ohne ihren Beistand wäre es den Weißen unmöglich gewesen, die Neger bis in die Wälder zu verfolgen; durch ihre Hülfe entdeckte man sie aber manchmal in den undurchbringlichsten und verborgensten Gegenden. Sie giengen um so lieber auf diese Art von Jagd, da sie gewöhnlich die Neger sehr verachten; machten aber diese die mindeste Anstalt zur Gegenwehr, so zogen sich die Indianer zurück, bis der Streit entschieden war, ja sie trennten sich zuweilen gänzlich, wenn er zu ernsthaft wurde. Viele Offiziere, welche bei solchen Expeditionen waren, erzählten mir beinahe unglaubliche Dinge von dem Instinkte, welcher die Indianer in den Wäldern leitet; daher sind sie den Thieren, welche dieselben bewohnen, so sehr überlegen, und daher gelingt es ihnen, eine so große Menge Papagayen, Jacos, und lebendige Affen, zu fangen, welche sie nach Cayenne bringen.

Wegen der großen Menge stehender Gewässer und Flüsse ist das Schwimmen den Indianern ein Hauptbedürfnis; sie üben sich darin von ihrer frühesten Kindheit an, und sie bringen es zu einer solchen Vollkommenheit, daß sie das Wasser als ihr zweites Element ansehen. Sie schwimmen ohne alle Furcht im Meere und an den Mündungen der Flüsse, ohnerachtet diese voll von Krokodillen, Hayfischen, und andern schädlichen Thieren sind.

Sie



Sie sind alle ziemlich beherzte Schiffahrer, und sie manövriren auf ihren Rachen mit Einsicht und Unerfrorenheit; doch ist in dieser Rücksicht ein großer Unterschied unter ihnen. Diejenigen, welche in der Gegend des Cap de Nord wohnen, wo man beständig gegen außerordentlich starke Ströme kämpfen muß, sind den übrigen weit überlegen; ihre Rachen sind groß, fest gebaut, und können dem stürmischen Meere wohl widerstehen.

Ich brauche in Ansehung der Urewohner Guianens nicht ausführlicher zu seyn; man wird sie aus dem bisher gesagten hinlänglich kennen, und von selbst bemerken, wie nützlich sie werden könnten, wenn die Kolonie einmal das hohe Ziel erreicht, zu welchem sie die Natur bestimmt zu haben scheint.

## Siebentes Kapitel.

Von den Erzeugnissen aus dem Pflanzenreiche.

Die Mannigfaltigkeit in den Produkten der Guiana ist so groß, daß man sie selbst in einem Werke wie dieses, welches mehr eine genaue Darstellung als eine ganz ausführliche Abhandlung über die Kolonie sein soll, in Klassen ordnen muß. Wir werden uns nur auf diejenigen Erzeugnisse des Pflanzenreichs einlassen, welche theils wirklich ausgeführt werden, theils ausgeführt wer-

werden könnten, und die dem Menschen einige Annehmlichkeit oder Nutzen gewähren.

Alles, was die Kolonien hervorbringen, als Zuckerrohr, Kaffee, Kakao, Baumwolle, Indigo, Reis und Taback, wird auch in der Guiana gebaut; alle diese Erzeugnisse sind aber ohnstreitig von vorzüglicher Güte, denn die Kaufleute kaufen diese Waaren hier theurer als anderswo ein, und sie setzen sie auch in Frankreich zu höheren Preisen ab.

Die Vortreflichkeit der Baumwolle, des Indigs und des Kaffees ist besonders anerkannt, und ich werde mich bei diesen Artikeln etwas länger verweilen.

Die Baumwolle aus der Guiana ist weicher, geschmeidiger, weißer, und sie giebt stärkere und längere Fäden. Der Unterschied ist so auffallend, daß ihr jedermann sogleich den Vorzug zugesteht. Man macht immer zwei Erndten in der Kolonie, die eine im Frühling, die andere gegen das Ende der regnerischen Jahreszeit. Die Dauer dieser letzten Erndte, welche in Ansehung der Menge und Qualität die bessere ist, hängt gänzlich von der Witterung ab. Wenn sich der Regen verspätet, oder wenn er nur nach und nach eintritt, so zieht sich die Erndte lange hinaus, und sie ist außerordentlich ergiebig; an jedem schönen Tage wird alsdann ein Theil in Sicherheit gebracht; im entgegengesetzten Falle fault aber eine große Menge Baumwolle durch die vereinigte Wirkung der Feuchtigkeit und der Wärme.

Der



Der Anbau dieses schätzbaren Strauches, welcher wenig Sorgfalt erfordert, und dem Besitzer schon in dem ersten Jahre entschädiget, wäre zu vortheilhaft, wenn er nicht, außerdem daß die Regenzeit bald eintreten, und den Einwohnern die Hälfte ihrer Erndte rauben kann, noch andern Gefahren ausgesetzt wäre. In dem Augenblicke, da man einernbten will, kann man alles verlieren; der Baumwollenacker, welcher den schönsten Anblick gewährte, und zur reichsten Erndte Hoffnung gab, ist zuweilen durch Raupenwärme plötzlich verwüftet, welche wegen ihrer unzähligen Menge nicht zu vertilgen sind, und deren Gefräßigkeit selten etwas entgeht. Man kann dieses als einen Krebschaden ansehen, gegen den es kein Rettungsmittel als den Schnitt giebt. Die Einwohner lassen auch alle ihre Baumwollenstauden umhauen, und die Spitzen der Pflanzen mit den Raupen, womit sie bedeckt sind, verbrennen; der Strauch schlägt sogleich wieder aus, und wenn die Jahreszeit noch nicht zu weit vorgerückt ist, so kann man noch eine kleine Erndte machen.

Der Indig, den man in unsern Inseln jährlich kaum zwei oder dreimal schneidet, gab in dem urbar gemachten Lande längst des Flusses Aprozague beständig sechs, sieben bis acht Erndten. Ich befand mich eben zu Cayenne, als man daselbst von der Akademie der Wissenschaften zu Paris eine Antwort in Betreff der ersten Proben von Indig, den man ihr aus diesem Theile der Kolonie zugesandt hatte, erhielt; es hieß

hieß darin ausdrücklich, daß er von der besten Qualität sey, und man gab einige Vorschläge, wie sich die Fabrikation vervollkommenen ließe. Der Indig wird wie die Baumwolle von einer besondern Art von Raupen angefallen, die eben so zahllos und gefräßig sind. Man schneidet den Indig alsdann sogleich ab, er möge zeitig seyn oder nicht; man wirft ihn in Kessel mit allen den Millionen von Raupen, die daran nagen, und man versicherte mich, daß er in Ansehung seiner Qualität dadurch noch weit schöner werde.

Der Kaffee von Cayenne, welcher in Frankreich im großen Rufe steht, scheint ihn dem Aussehen nach nicht zu verdienen, denn der Kern ist groß und glatt; man schätzt ihn dem gleich, welcher auf den ehemaligen Inseln Frankreichs und Bourbons wächst. Was den Einwohnern der amerikanischen Inseln sehr sonderbar vorkommt, und was vielleicht Gelegenheit zu glücklichen Versuchen geben könnte, ist, daß man diesen guten Kaffee in der Ebene und auf dem niedrigsten Boden baut. Die Wurzel dieses kleinen Baumes, welche immer um sich greift, kann daselbst in einer sehr beträchtlichen Tiefe Nahrung finden, und die Pflanzungen dauern außerordentlich lange, während daß man in unsern übrigen Kolonien den Kaffee nur auf den Bergen anbaut, deren Erdreich oft auf einmal nichts mehr trägt, weil der Baum erkrankt, so bald seine Wurzeln ein Hinderniß antreffen.

Ein Erzeugniß, welches ich nie in andern Kolonien sah, oder welches wenigstens daselbst nur



nur in geringer Menge ist, ist der Roucou, eine Art von Saamen, welcher in einer stachelichten Hülse befindlich, und mit einer purpurfarbenen Dolde bedeckt ist, womit man roth färbt. Bis jetzt wird nichts so sehr in Guiana gebaut als der Roucou, denn wenn er schon nicht so einträglich ist als andere Produkte, so erfordert er desto weniger Sorgfalt, er ist keiner Veränderung unterworfen, und man kann den Gewinn zum voraus berechnen. Der Roucoubaum ist schön, ziemlich groß, die Pflanzungen haben die Gestalt eines V, man geht darin spaziren, und sie gewähren keinen übeln Anblick. Er bringt wie der Kaffeebaum vor dem dritten oder vierten Jahre keine Früchte, und der volle Ertrag fängt erst mit dem fünften oder sechsten Jahre an. Ist man aber einmal so weit, so hat man nichts mehr zu befürchten, und nichts ist sicherer als ein Vermögen, welches auf diese beiden Produkte angelegt ist.

Es eröffnete sich eine neue Quelle von Reichtümern in der Kolonie zu Cayenne. Man fand vor ohngefähr fünf und zwanzig Jahren Mittel, den Holländern einen Theil ihrer reichen Produkte von Ceylan und von den Molucken zu entreißen. Man verpflanzte Pfeffer, Muskatennüsse, Zimmt, und Nelken nach Cayenne, und es schien, als ob ihnen dieses Klima besonders zuschläge. Da dieses Ereigniß nicht sehr bekannt ist, und dennoch vielleicht mit der Zeit Epoche machen kann, so wird man einige nähere Umstände

stände über den Erfolg aus dem Munde eines Augenzeugen gern anhören.

Der Pfeffer schoß schnell empor, doch sah man bald, daß es nicht der ächte sey, wenigstens war dieses die allgemeine Meinung in der Kolonie. Ich untersuchte ihn sorgfältig, und sah nichts als ein rankendes Gesträuch, wie dasjenige, welches die Capern trägt, mit ziemlich großen Blättern, wie die des Windefrauts.

Man konnte nur zwei Muskatenspizzen aus den Molucken mitnehmen, wovon die eine in der Ueberfahrt so sehr beschädiget wurde, daß sie bald darauf in der Kolonie zu Grunde gieng; und da dieser Baum nur ein Geschlecht hat, und die weibliche Pflanze durch eine in der Nähe befindliche männliche befruchtet werden muß, so machte der Untergang der Einen die Andere unfruchtbar. Ich sah sie in voller Stärke und Blüthe in dem Garten des Hr. Moyer Wundarzes an den königlichen Hospitälern, wo sie wahrscheinlich noch ist; so lange sie aber allein bleibt, lassen sich keine Früchte von ihr erwarten.

Der Zimmt und Nelkenbaum sind über alle Erwartung gediehen, und der erste ist durch Ableger, der andere durch die Früchte, welche die ersten Pflanzungen trugen, vervielfältiget worden. Die Regierung theilte allen Einwohnern davon mit, und sie legte auf dem Berge Gabrielle, vierzehn Stunden von Cayenne, eine beträchtliche Baumschule an, woraus jedermann versehen werden konnte; ich sah auch eine Pflanzung von vier tausend sechs hundert Nelkenbäumen.



men im besten Ertrag. Diese Bäume sind von Natur pyramidenförmig, alle ihre Theile geben, wie der Zimmtbaum, einen guten Geruch, sie waren alle vom schönsten Wuchse, und bildeten ein entzückendes kleines Gehölze. Man hat nach Frankreich mehrere Zentner von den Früchten geschickt, welche sie getragen haben, und sie sind nach wiederholten Versuchen, so wie der Zimmt, von vorzüglicher Güte befunden worden.

Man machte sich nach allen unglücklichen Unternehmungen bereits Hoffnung, den Handel der Holländer zu untergraben, indem man niedrigere Preise festsetzen wollte. Die letzte Reise, welche ich nach Cayenne machte, hatte keinen andern Zweck, als alle, dieser Kolonie eigenthümlichen nützlichen Produkte, unter andern den Zimmt- und Nelkenbaum, zu verschleusen. Wir haben gegen drei bis vierhundert Pflanzen nach Martinique, Cap — Français, besonders Port au Prince gebracht; sie kamen sehr gut an, und ohne Zweifel sind von da aus mehrere dieser kostbaren Bäume bereits auf die englischen Inseln verpflanzt worden. Gelingen sie daselbst, und beschäftigen sich verschiedene Nationen mit ihrem Anbaue, so werden sie bei der, im Ganzen nicht so beträchtlichen, Consumtion in Europa im Preise sinken, und ein ganz unbedeutender Handelsartikel werden.

Mit dem Gewürzpflanzen brachte man einige Mangobäume nach Cayenne; dieser Baum ist in Ostindien einheimisch, und trägt eine vortreffliche

und sehr gesunde Frucht, welche Mango \*) heißt. Sie gedeihen wie in ihrem Mutterlande, und haben sich so vermehrt, daß die Mango jetzt eine der gemeinsten Früchte in der Guiana ist. Im Jahre 1788, zählte man schon dreißig tausend fruchttragende Mangobäume. Alles dieses beweist, daß das Klima dieser Kolonie den Produkten Ost- und Westindiens zuträglich ist.

Man findet in Cayenne ohne Ausnahme alle Früchte aus unsern amerikanischen Kolonien, als Ananas, Baniane, (eine Art Feigen) den Zimmtapfel, die Goyave (*psidium pyrifera*) die Barbabille, den Brehapfel (*achras Sabota*) die Frucht des Avogatobaumes (*laurus persea*) u. a. m. Man pflanzt und pflückt sie, ohne sonst irgend eine Sorgfalt darauf zu verwenden. Das Beschneiden und Impfen der Bäume kennt man gar nicht, und man sieht leicht, wie sehr alle diese Früchte noch veredelt werden könnten. Doch scheinen die Ananas unverbesserlich; sie sind weit vorzüglicher als auf den Antillen, und beinahe doppelt so groß. Man kann auch ohne Nachtheil so viel davon essen, als man will, und man giebt sie sogar den Fieberkranken in den Spitälern. Es giebt vielleicht keine wasserreichere und besser gegen Fäulniß verwahrende Frucht, und die Trockenheit des Bluts, nebst dem Hang der

Säfte

---

\*) Sie ist der Gestalt und Farbe nach einer Aprikose ähnlich, aber größer und lieblicher.



Gäfte zur Fäulniß ist gerade die Hauptquelle aller Krankheiten, in der heißen Zone.

Einige Obstarten, die auf den Antillen gebaut werden, sind der Guiana eigenthümlich, und hieher gehört die Frucht, welche dort *Pomme de liane*, und hier *Maritambour* heißt. Alle Wälder sind voll davon. Außerdem trifft man noch viele andere Früchte daselbst an, die mit von sehr mittelmäßiger Güte schienen, die aber von den Einwohnern geschätzt, und anderswo ganz unbekannt sind.

Mehrere derselben gehören in die Klasse der Palmbäume, welche in der Guiana sehr häufig und mannigfaltig sind, und in großen Massen wie der Dattelbaum in den mittäglichsten Gegenden Europens vorkommen. Außer diesem jährlichen Ertrag geben alle Palmarten eine Frucht, welche sehr uneigentlich *Palmkohl* genannt wird; sie läßt sich in Ansehung ihres Geschmacks mit der Artischocke und unsern feinsten Gemüsorten vergleichen; doch kann man sie nur einmal genießen, und ein jeder solcher Genuß muß mit dem Verluste eines Baumes erkauft werden, der fünf und zwanzig bis dreißig Jahre zu seinem Wachstume brauchte. Dieser Verlust ist auf einem so kleinen Raume, den unsre Inseln beschreiben, in der That von Bedeutung; die Palmkohle wird auch immer seltener. Der Kohl ist der obere Theil des Palmbaums, welcher kein Holz hat, und wo alle Blätter ihren Ursprung nehmen; da man ihn nur mit Aufopferung des Baumes erhalten kann, so schneidet man

man ihn gewöhnlich zwei oder drei Fuß von der Erde ab, damit man die Spitze desto leichter abnehmen kann. Einige Tage hernach zeigt sich mitten im Stamme, der stehen geblieben ist, ein häßlicher großer weißer Wurm, der ohngefähr einen Zoll lang ist, und vor Fett berstet. Die Creolen auf den Antillen zählen diesen Wurm zu den feinsten Leckerbissen, in der Guiana fragt man aber nicht darnach, und da ich in meinem Leben nichts eckelhafteres gesehen habe, so ließ ich mich auch nie verführen. Der Kokusbaum trägt den besten Palmkohl, der Baum ist aber zu kostbar, als daß man ihn so leicht aufopfern sollte.

Ein großer, sehr nützlicher Baum, welchen man *Guiamadou* nennt, wächst fast in allen Gegenden der Guiana. Vielleicht ist es der nämliche, welcher in andern Reisebeschreibungen unter dem Namen Wachsbaum vorkommt, wenigstens benutzt man ihn auf dieselbe Art. Man kocht die Frucht desselben, und zieht daraus ein Wachs, wovon jeder Einwohner die zu seinem Verbräuche nöthigen Lichter bereitet. Dieses Wachs hat keine schöne gelbe Farbe, und alle Versuche, die man in der Kolonie und in Frankreich angestellt hat, um es zu bleichen, waren vergeblich. Es brennt übrigens sehr gut, und wenn es gleich unsern Wachskerzen nicht an die Seite gesetzt werden kann, so ist es doch dem Unschlitt weit vorzuziehen, weil es weder seinen üblen Geruch hat, noch so leicht zerfließt.



Man trifft in den Wäldern der Guiana auch den Baum an, welcher den Copahu- oder Copaiabalsam giebt; er scheint nicht sehr gemein zu seyn, ohne Zweifel ließ er sich aber leicht vervielfältigen. Man machte mich eine Stunde weit von dem Berg Gabrielle, wo die Melkenpflanzungen sind, auf einen solchen Baum aufmerksam, welcher in der Kolonie berühmt zu seyn scheint. Er ist von außerordentlicher Größe; ich steckte meinen Arm in ein großes Loch, und nahm einen Löffel von diesem kostbaren Balsam heraus. Er ist ein vorzügliches Heilmittel in venerischen Krankheiten, und man braucht ihn häufig in Cayenne bei Wunden, welche durch schneidende Werkzeuge verursacht worden sind.

Die Einwohner Guianens versicherten mich oft, daß sie in ihren Wäldern den Baum besitzen, woraus das elastische Harz fließt. Ich sah ihn nie, doch scheint mir dieser Bericht wahrscheinlich, weil der Baum in der nahe gelegenen Portugiesischen Kolonie Para in Menge anzutreffen ist. Man benutzt ihn nicht, weil, wie man mir sagte, die Portugiesen ihr Verfahren schlechterdings nicht bekannt machen. Sie geben diesem Harze alle mögliche Formen, und machen sogar Stiefel daraus, durch welche das Wasser nicht dringen kann.

Ohnerachtet das Seidenkraut (pitre) auch in unsern übrigen amerikanischen Kolonien wächst, so scheint er mir doch einen Platz unter den nützlichen Produkten Guianens zu verdienen. Man zieht aus dieser Pflanze eine Art Hanf, welcher nicht so geschmeidig und gut als der Europäische ist,

ist, ihn aber doch zuweilen ersetzen kann. Die ursprünglichen Bewohner des Landes machen daraus Sehnen für ihre Bögen, Hamacs, und alles Tauwerk, welches sie zu ihren Netzen brauchen; ohne Zweifel könnte der Europäische Kunstfleiß diesem Produkte mehr Vollkommenheit geben.

Die Ausfuhr des Holzes zu eingelegter Arbeit ist beträchtlich, und keine französische Besetzung läßt sich in dieser Rücksicht mit der Guiana vergleichen. Außer der großen Menge, welche noch in ungeheuren Wäldern verborgen ist, findet man das anderswo ganz unbekannte einfärbige und gefleckte Letterholz, das violettfarbige Holz, das Panacoco, das Seidenholz und andere Gattungen, wovon man das kostbarste Hausgeräthe bereitet. Es giebt eine Art Rosenholz, die so gemein ist, daß ich Pferderausen davon sah; anfangs riecht es ganz wie die Blume, wovon es den Namen erhalten hat, dieser Geruch verliert sich aber, je mehr es trocknet.

Indem ich von den Holzarten in der Guiana rede, muß ich etwas von den Tischen sagen, welche man daselbst sieht, die aus einem Stücke gemacht, und von ungeheurem Umfange sind. Man schickt sie öfters nach Frankreich, wo man dem Baume, aus welchem sie gearbeitet sind, einen Umfang andichtet, der in der Natur nie existirt hat. Man wird sich weniger darüber wundern, wenn man weiß, daß diese Holzmaßen nie zu dem Stamme irgend eines Baumes gehörten, sondern nur Auswüchse desselben sind. Die Wurzeln gewisser Bäume erheben sich in der Guiana auf eine



sonderbare Art, die ich sonst nirgends bemerkte, sieben bis acht Fuß über die Erde, und bilden um den Stamm herum Stützen oder Pfeiler, die sich sehr weit ausdehnen. Diese Art von Verschlag ist ohngefähr drei Zoll dick, und in dem Lande unter dem Namen *Arcaha* bekannt. Diese *Arcahas* sind manchmal sehr zahlreich: oft ganz und gar nicht im Verhältnisse mit der Dicke des Baums, zu welchem sie gehören, und daraus werden die ungeheuren Tische gefertigt, über deren Größe man sich billig wundert.

Da die Guiana in dem nämlichen Erdstriche und beinahe in der nämlichen Breite wie Perou liegt, so konnte man sich Hoffnung machen, auch die Chinamurzel zu finden. Seit langer Zeit hat man die Regierung, ihr Augenmerk darauf zu richten, und ich sah einen Arzt, der sich auf Botanik verstand, in Cayenne ankommen, welcher den Befehl hatte, in die innere Guiana so weit zu dringen, bis er die Wurzel finden würde, sollten ihn auch seine Nachforschungen bis nach Perou führen. Einige Weiße und eine ziemlich große Anzahl Schwarzer und Eingebornen sollten bei dieser Unternehmung zugegen seyn, um die Bagage zu tragen, Beobachtungen zu machen, um sich wechselseitig zu unterstützen, um Hindernisse, welche die Natur in den Weg stellen würde, zu überwinden, und um als Jäger und Fischer zu dienen. Der Erfolg ist mir ganz unbekannt geblieben, so viel ist aber ausgemacht, daß man nach dem, was man von der Guiana weiß, das innere Land als eine fruchtbare Fundgrube betrach-

trachten kann, die noch bei weitem nicht genug benutzt ist.

Die Regierung scheint überhaupt die Absicht gehabt zu haben, die kostbarsten Produkte aus Afrika, Ost- und Westindien in Cayenne vereinigen zu wollen. Der Sagou wurde schon mit gutem Erfolge gebaut, und man erwartete den Brodbaum, den *Mangoustan*, die wohlschmeckendste Frucht von Ostindien, den *pain de linge* \*), einen afrikanischen Baum von ungeheurer Größe, der im Pflanzenreiche das ist, was der Wallfisch im Thierreiche ist. Kaum kann man glauben, was Balmont de Bomare in seinem Werke behauptet, daß einige dieser Bäume gegen sieben und dreißig Fuß im Durchmesser haben.

## Achtes Kapitel.

Lebensmittel, welche man in der Guiana findet.

Außer den verschiedenen Früchten, welche in der Guiana einheimisch sind, und wovon im vorigen Abschnitte geredet worden ist, giebt es noch daselbst einige schätzbare Wurzeln, wie die *Pataste* und *Igname*, ferner *Pomeranzen*, *Melonen*,  
E 2 Gra-

\*) Ich habe in mehreren botanischen Werken den deutschen Namen dieses Baumes vergeblich gesucht; vielleicht ist der französische ein Provinzialausdruck.



Granatapfel, und fast alle unsere Gartengemüße. Einige derselben wollten nicht gedeihen, zum Beispiel der Blumenkohl, der Brocoli, (ein Italienischer Kohl) die Kartoffeln; andere gerathen nicht ganz: so bekommt der gewöhnliche Kohl keinen Kopf, die Zwiebeln geben viel Kraut, aber nicht den festen Körper, wovon wir Gebrauch machen. Ohne Zweifel ist das Klima ein großes Hinderniß; die Einwohner beschäftigen sich aber so wenig mit ihren Gärten, und sie lassen dieselben durch so unwissende Leute besorgen, daß man die Schuld nicht mit Gewißheit allein auf das Klima schreiben kann. Wegen der großen Fruchtbarkeit des Erdreichs, wegen der Feuchtigkeith und Wärme müssen sich die Pflanzen zu schnell entwickeln, und sie haben nicht Zeit, ihre Säfte auszukochen. Man sollte in diesem Lande die Fruchtbarkeit eben so zurückhalten, wie man sie anderswo begünstiget, und den Einfluß des Klimas durch Mittel schwächen, welche denen, die man in den Europäischen Treibhäusern anwendet, gerade entgegengesetzt sind.

Man findet die Hausthiere, welche wir in Europa am häufigsten verzehren, als Ochsen, Kälber, Schaafe in großer Menge, doch von schlechterer Qualität. Sehr gemein ist eine Ziege, welche schmachhaft in Amerika einheimisch zu seyn scheint; sie ist kleiner als die unsrige, ohne Bart, und wird, so alt sie auch seyn möge, Cabri \*) ge-

\*) Sonst werden nur einige Ziegen so genannt.

genannt. Man zieht in den Höfen das nämliche Geflügel wie in Frankreich auf, und man hat noch überdies einige Waldbögel zahm gemacht, worunter der Hocos gehört, der ein schönes Gefieder hat, und an Größe und Güte dem Trutzhahn gleich kommt. Die Enten und Tauben sind mit Recht sehr geschätzt.

In den meisten Wohnungen werden Landschildkröten in den Höfen genährt. Diejenigen, welche man bald speisen will, haben einen besondern Platz; man füttert sie alsdann mit nichts als Bananasfrüchten, sie werden bald fett, und schmecken alsdann sehr gut. Wir fanden in dem kleinen Park, worin sie eingeschlossen waren, alle Tage Eier, die fast so groß als Hühnereier, aber nicht so schmachhaft waren.

Das Meer und die Flüsse liefern eine Menge Fische, worunter einige vortrefflich sind; doch kann man sie selbst in Cayenne nicht beständig haben. Mehrere Einwohner halten sich Neger zum Fischfang, und lassen alles verkaufen, was sie nicht selbst gebrauchen; da nun niemand zur Versorgung des Publikums bestellt ist, so entsteht wechselsweise Ueberfluß und gänzlicher Mangel.

Die Krabben, eine Art von Krebsen, können als das Manna der ärmern Klassen unter den Weißen und Schwarzen angesehen werden. Alle Morgen gehen Neger auf Rachen von Cayenne nach Macouria, vier Stunden weit, auf diese Jagd, und des Abends kommen sie mit ei-



einem ungeheuern Vorrath zurück, den sie augens-  
blicklich verschleifen. Die Creolen essen sie sehr  
gern, und sie sind das wohlfeilste Gerücht; man  
zerhackt die fleischigen Theile des Thiers, würzt  
sie ein wenig, und kocht sie in der eignen Schaa-  
le. Diese Krebse sind gewöhnlich sehr groß, und  
es ist unbegreiflich, daß die Art nicht ganz ver-  
nichtet ist, da man sie seit so vielen Jahren im-  
mer an dem nämlichen Orte aufsucht.

Ich habe noch von der großen Menge Wild-  
pret zu reden, welches die Wälder theils an vier-  
füßigen Thieren, theils an Vögeln liefern. Das  
gemeinste unter allen ist das Ferkeltamminchen, wel-  
ches beinahe die Größe eines Hasens hat. Man  
kann es leicht lebendig bekommen, aufziehen und  
zähm machen; ich sah einige, mit welchen man  
spielte, und die eine Anhänglichkeit wie die Hun-  
de zeigten; da sie aber alles mit ihren Zähnen  
zernagen, so fragt man nicht viel nach ihren ge-  
selligen Eigenschaften.\*).

Wenn man das Ferkeltamminchen verfolgt,  
so verbirgt es sich gewöhnlich in Baumhöhlen,  
woraus man es durch Rauch oder kleine Hunde  
vertreibt; man versicherte mich, daß man sie oft  
oben auf gewissen hohlen Bäumen schieße, wo-  
hin sie von innen gehen, um dem Rauche oder  
den Hunden zu entfliehen.

Die

\* ) Ueberhaupt bemerkt man, daß sowohl Vogel als  
vierfüßige Thiere aus diesem Theile von Amerika  
leicht zähm, und zur Domesticität angehalten werden.

Die übrigen vierfüßigen Thiere in der Guiz-  
ana welche von den Menschen verfolgt werden,  
sind:

Eine Art Hirsch, von mittlerer Größe, mit  
kurzen Geweihen, die sehr häufig sind. Die Ein-  
wohner nennen das Männchen und Weibchen, wel-  
che sehr gut zu essen sind, ohne Unterschied Hirsch-  
kub.

Der Pacos \*) welcher die Größe eines  
Milchschweines, und ein sehr delikates Fleisch  
hat.

Der Acouchi, ein hübsches schmackhaftes  
Thier, welches aber wegen seiner außerordentli-  
chen Kleinheit nicht häufig genossen wird. Er  
ist ohngefähr von der Größe eines Indianischen  
Meerschweinchens, und man würde ihn gern auf-  
ziehen, wenn er nicht so zerstörend als die Ra-  
ze wäre, und noch stärkere Zähne besäße.

Der Tatou oder Armadill (Panzer-  
thier) ein kleines schüchternes Thier, welches  
mit einem Harnisch bedeckt ist, der mehrere be-  
wegliche Streifen hat; es scheint den Uebergang  
von den vierfüßigen zu den Schaalthieren zu ma-  
chen. Er rollt sich wie ein Igel in eine Kugel  
zusammen, und sonst kann er sich auch nicht ver-  
theidigen, wenn man ihn in einiger Entfernung  
von seinem Loch überfällt, denn er gräbt sich  
wie

\* ) Der Pacos und die ihm verwandte Cameelziege  
waren die einzigen Geschöpfe, welche die Amerika-  
ner schon vor Ankunft der Spanier als Hausthie-  
re hielten.  
U. d. Ue.



wie ein Kaninchen unter die Erde ein; oft schüßt ihn diese unterirdische Wohnung nicht vor den Verfolgungen des Jägers, welcher nachgräbt, und ihn lebendig fängt.

Unter das delikateste Wildpret muß man un-  
streitig die Eideren rechnen. Hat man den  
Ekel, den ihre häßliche Figur erweckt, überwun-  
den, so muß man gestehen, daß das Fleisch die-  
ses Thiers eben so fein und weiß, als Hühner-  
fleisch ist. Wir sahen oben, wie die Eingebornen  
die Eideren mit ihren Pfeilen schießen. Gewöhn-  
lich fügen ihnen die Neger, welche dieselbe nach  
Cayenne zum Verkauf bringen, kein Leid zu, und  
sie binden ihnen nur die Vorderfüße über den  
Kopf zusammen. Ihr Biß ist nicht giftig; sie  
sind sehr gemein in der Kolonie; einige sind vier  
Fuß lang, doch nimmt der Schwanz zwei Dritt-  
theile davon ein, und dieser ist zu mager, als  
daß er benutzt werden könnte. Oft findet man  
sie, wie unsre kleinen Eideren in Europa, ohne  
diesen Schwanz, und sie sind alsdann um nichts  
weniger stark und behend.

Wir können nicht alle nützliche Vögel beschrei-  
ben, und reden daher nur von den folgenden:

Der Hoccos verdient den ersten Platz; er  
geht truppweise, und ist in einigen Theilen sehr ge-  
mein. In einigen Ebenen giebt es eine Menge  
Heerschnepfen (gallinago) und Schnepfen, wel-  
che von den Europäischen durch das Gefieder un-  
terschieden sind. Die wilde Ente kennt man auch,  
und überhaupt ist die Klasse der Wasservögel da-  
selbst zahlreich und mannigfaltig. Man trifft  
ver-

verschiedene Arten wilder Tauben, und zweierlei  
Arten von Rebhühnern an, welche in Europa  
nicht bekannt sind. Die eine ist von der Größe  
einer Henne, und legt grüne Eier, welche in  
den Kabinetten aufbewahrt werden. Man müßte  
überhaupt das Innere des Landes lange Zeit be-  
wohnt haben, bis man alles, was es von der  
Art darbietet, kennen gelernt hat; denn die Ges-  
meinschaft zwischen den verschiedenen Theilen ist  
so unbedeutend, daß man kaum die einem jeden  
eigenthümlichen Produkte austauscht.

## Neuntes Kapitel.

### Fische.

Das Geschlecht der Fische ist so mannigfaltig in  
der Guiana, daß es wohl einen besondern Ab-  
schnitt verdient.

Man theilt sie im Lande in Fische mit Schup-  
pen und ohne Schuppen ein; von jenen kostete  
das Pfund zu Cayenne sechs, von diesen zwei  
französische Sols. In Ansehung der Güte, las-  
sen sich beide Arten nicht vergleichen; fast alle  
Schuppenfische sind vortrefflich, und man schätzt  
besonders den Acoupa, die Soubine, den Meers-  
barben, und die Hochschauer \*).

\*) Dieser Name ist von Müller, dem Herausgeber  
des Linneischen Natursystems. Ich vermuthe, daß  
gros Ceux im Original gros Yeux heißen sollte; die  
Beschreibung, welche der Verf. von diesen Fischen  
macht, scheint diese Vermuthung zu rechtfertigen.



Letztere sind von ihrer besondern Gestalt so benannt; die größten wiegen ein Drittheil eines Pfundes, sie sind sehr gemein, sie schwimmen truppenweise auf dem Ufer des Meeres, und so nahe an der Oberfläche, daß ihre Augen, welche einen halben Fuß hervorstehen, immer außerhalb des Wassers sind. Man tödtet sie gewöhnlich mit der Glinte oder mit einer Art von Pfeilen, die vier bis fünf Arme haben, und allein zu diesem Zwecke bestimmt sind, womit man mehrere zugleich tödtet.

Weit zahlreicher sind die Fische ohne Schuppen. Einige derselben sind mit einer zähen Feuchtigkeits wie der Alal überzogen, und alle mehr oder weniger mit furchtbaren Stacheln bewaffnet. Die leichteste Wunde, welche durch solche Stacheln veranlaßt wird, ist fast immer gefährlich, und kann den Tod nach sich ziehen. Man hat hiervon schreckliche Beispiele in der Kolonie, und von dem folgenden, war ich selbst Augenzeuge. Der Nachen war von dem Fischfange zurückgekommen, und man hatte in einem Korbe einen Haufen kleiner Fische, die nur von der Größe eines Fingers waren, als Auschuß zurückgestellt. Ein Soldat wendete sie mit der Hand um, um zu sehen, ob unten keine Bessern seyn, er fühlte einen Stich, wie den von einer Nadel, gab aber weiter nicht darauf Achtung; bald darauf wurde der Schmerz lebhafter, der Finger schwell, man mußte ihn ins Spital führen, und er konnte es nur nach zwei Monaten verlassen, nachdem er mehreremal geschnitten werden mußte, und der Finger sich so gegen den

den innern Theil der Hand gedreht hatte, daß er auf die Zeit seines Lebens keinen Gebrauch mehr davon machen konnte.

Diese mit Stacheln bewaffnete Fische werden gewöhnlich mit dem Angel gefangen; man muß wohl auf seiner Hut seyn, daß man nicht verwundet wird, wenn man sie los macht, um so mehr da sie sich alsdann anstrengen und ihre ganze Stärke gebrauchen wollen. Ohne Zweifel haben sie diese Waffen empfangen, damit sie der Gefräßigkeit ihrer Feinde, welche sie immer an den Küsten verfolgen, desto leichter eingehen können; daher greifen selbst die Hayfische sie nur mit Vorsicht an.

Wegen seiner Größe verdient der Machoiran in dieser Klasse den ersten Rang; wir fiengen oft mit dem Angel die zwanzig Pfunde wogen, und es giebt noch weit größere. Sie haben auf dem Rücken, unmittelbar unter dem Kopfe ein beinigtes Schild, in Gestalt eines Herzens, welches ungemein stark ist; mitten auf demselben dreht sich ein Stachel, der einen Finger dick und vier bis fünf Zoll lang ist. Diese Waffe giebt ihm Muth, sich selbst mit dem Schwerdtfische zu messen, und bei meiner ersten Reise nach Cayenne unterhielt man sich öfters von einer solchen Schlacht, wovon beinahe die ganze Stadt Augenzeuge gewesen war. Man sah an der Mündung des Flusses einen Schwerdtfisch von mittlerer Größe, und einen ungeheuren Machoiran, welche sich wüthend verfolgten. In der Hitze des Kampfes näherten sie sich dem Ufer, und nachdem sie lange Zeit die



Zuschauer belustiget hatten, fielen sie beide als Beute zu ihren Füßen nieder. Dem Machoiran wurde hart zugesetzt, er schwang sich mit allen Kräften auf den Sand; der Schwerdtfisch verfolgte ihn, und hatte das nämliche Schicksal. Die ganze Kolonie wird sich noch dieser sonderbaren Begebenheit erinnern.

Außer den eben angeführten, giebt es auf der Küste Guiana, noch eine Menge gefräßiger Fische aus dem Geschlechte der Wallfische, z. B. den Schwerdtfisch, den Hammerfisch, und mehrere Hayarten. Letztere sind meistens von mittlerer Größe, und so zahlreich, daß wir uns auf einer langen Schiffahrt längst der Küste von nichts anders nährten. Wir nahmen oft zwanzig an einem Tage mit dem Angel, und diese Speise verursachte uns nicht die mindeste Unbequemlichkeit.

Alle Wallfischarten zeichnen sich dadurch aus, daß sie lebendige Junge gebären. Ich rechne daher zu dieser Klasse jene Art von Rochen, welche einen vier Fuß langen Schwanz hat, und von seiner Geburt an mit einem großen gezähnten Stachel versehen ist; der Name, welchen ihm die Naturforscher geben, ist mir nicht bekannt \*). Wenn Bomare von der Menge von Eiern redet, die man in einigen Rochen findet, so bezieht sich das ohne Zweifel auf andere Arten. Ich selbst

\*) Ohne Zweifel ist es der Pastinaca, Stachelrochen oder Pfeilschwanz. A. d. Ue.

selbst kann wenigstens als Augenzeuge folgende Thatfache anführen. Einer unsrer Matrosen fieng auf der Küste von Guiana einen Rochen, der ohngefähr sechzig Pfund wog. Indem er an dem Angel über das Schiff gezogen wurde, mochte diese gezwungene Stellung die Gebähzeit beschleunigen, und er ließ vier Junge fallen. Sie waren alle wie Waffeln zusammengerollt, und von der Größe eines kleinen Tellers. Wir tauchten sie in eine mit Wasser gefüllte Wanne, wo sie kaum bemerkbare Zeichen des Lebens von sich gaben, und wir warfen sie am Ende in das Meer, wo sie wahrscheinlich bald von den Hayfischen verschlungen wurden.

Es giebt auf der Küste von Guiana, noch eine andere Rochenart, von ungeheurer Größe, die man den Teufelsrochen nennt. Er ist einer der größten Seefische und ein Feind des Wallfisches. Der Name Teufelsroche, kommt nach der Aussage der Einwohner von zwei Hörnern, mit denen er bewaffnet ist; er wiegt manchmal zehn tausend Pfund. Ich sah öfters solche Teufelsrochen in einer kleinen Entfernung von unserm Schiffe aus dem Wasser springen, und mit großem Geräusche wieder niederfallen, doch konnte ich sie nie mit Muse beobachten, und es scheint, man wisse kein Mittel in der Guiana, um sie zu fangen. Folgendes trug sich unter meinen Augen zu. Wir lagen ohngefähr drei Stunden von der Küste bei dem schönsten Wetter vor Anker, und unser großes Boot, war wie gewöhnlich an einem Lau befestiget. Auf einmal



nähert sich das Boot mit unglaublicher Schnelligkeit dem Schiffe, es wird an das Ufer getrieben und zerschmettert; der Mann welcher darin war, konnte den Stoß nicht zurückhalten, und fiel um. Wir hätten uns diese sonderbare Begebenheit nicht erklären können, wenn uns der Steuermann aus Cayenne nicht versichert hätte, daß sie durch einen Teufelsrochen veranlaßt worden sey, welcher zwischen dem Schiff und Boot durchgieng, sich in dem Tau verwickelte, und sich mit Gewalt daraus befreite. Wir sahen auch am nämlichen Morgen mehrere Teufelsrochen, die sich nahe an dem Schiffe über das Meer schlangen.

Der Schwerdtfisch beißt nicht in den Angel; man fängt ihn in großen starken Netzen, die in gewissen Entfernungen an kleinen Ankern befestiget werden. Man hat eine solche Fischerei, auf der kleinen Insel La Mere, drei Stunden von Cayenne angelegt. Die Schwerdtfische verwickeln sich in die Netze; wenn man sie herauszieht, muß man aber viele Vorsicht anwenden, denn die geringste Wunde, welche sie mit ihrer fürchterlichen Waffe beibringen, wäre tödlich. Die Netzer essen das nicht wohlschmeckende Fleisch, welches gewöhnlich zur Bereitung des Oels benutzt wird. Manchmal verwickeln sich die Teufelsrochen in die Netze, und richten sie ganz zu Grunde.

Auf der Küste von Sinamari, achtzehn bis zwanzig Stunden unter Cayenne, fängt man fast den ganzen Sommer Seeschildkröten. Die Bewohner dieser Gegenden postiren ihre Netze bei an-

anbrechender Nacht auf den Sand, wo sie unbeweglich und in der größten Stille die Schildkröten erwarten. Manchmal sehen sie nichts, zuweilen wird aber diese Fischerei eben so belustigend als einträglich. Eine ungeheure Schildkröte nähert sich langsam dem Ufer, sie bleibt stehen, sobald sie das feste Land erreicht hat, und horcht eine Zeitlang, indem sie die Hälfte des Körpers außer dem Wasser hält. Hört sie das mindeste Geräusch, so geht sie nicht vorwärts. Wenn ihr aber alles ruhig scheint, so geht sie auf den Sand, und legt ihre Eier darein. Kaum hat sie einige Schritte in dieser Richtung gemacht, so läuft der nächste Neger auf sie zu, er legt sie auf den Rücken, und während sie sich fruchtlos in dieser Stellung zerarbeitet, lauert er auf seinem Posten auf eine neue Beute.

Man bewahrt diese Schildkröten, wovon die größten zweihundert und fünfzig bis dreihundert Pfunde wiegen, in großen verschlossenen Behältern, wo das Meerwasser zufließen kann. Sie werden lebendig an die Schiffer verkauft, welche um diese Zeit von den Antillen kommen. Diese bringen nach Cayenne solche Artikel \*) die sie mit Nutzen verkaufen, sie nehmen eine Ladung von Baumwolle und farbigem Holze, und steuern auf die Küste von

---

\*) Sie bringen öfters Kalk, weil es keine Kalksteine im Lande giebt, und weil man ihn hier nicht wie auf den Antillen und in St. Domingo aus Korallen und Muscheln bereiten kann.



von Sinamari \*), wo sie so viele Schildkröten aufladen, als der Raum der Schiffe bequem fassen kann. Sie erfordern sehr wenig Sorgfalt; man legt sie auf dem Verdecke neben einander, begießt sie zwei oder dreimal mit Meerwasser, und reibt ihnen alle Morgen die Augen mit einem Tuche ab. So brachten wir wenigstens eine dreihundert Pfund schwere Schildkröte von Sinamari nach Martinique. Die schönste Schildkröte wird auf der Küste von Guiana mit zwanzig Thalern bezahlt, auf den Antillen verkauft man sie aber um sechs bis sieben Louisdor. Man kann die außerordentliche dünne Schale, womit diese Art bedeckt ist, nicht benutzen.

Die Schildkrötenfischerei würde noch reichlicher ausfallen, wenn man sich der Neze bediente; dieses ist aber nicht erlaubt, theils damit ihre Anzahl nicht zu sehr vermindert werde; theils damit sie nicht abgeschreckt werden, und ihre Eier anderswo hinlegen.

Ich habe bisher nur von den Fischen geredet; welche sich in der See oder in denjenigen Ge-

---

\*) An dem Ufer dieses Flusses, doch in einiger Entfernung von Küsten ist es, wo die unglücklichen Deportirten leben. Dieser Theil der Kolonie ist öde, arm und unbevölkert; doch ist die Natur nicht ohne Reize. Es giebt daselbst viele von der Natur geschaffene Wiesen, wo das Vieh erzogen wird. U. d. V.

Eigentlich bewohnen die Deportirten die Ufer des Flusses Couamanga, zwischen Sinamari und Prasoubo. U. d. U.

Gegenden der Flüsse aufhalten, wo die Ebbe und Fluth noch bemerkbar ist. Man versicherte mich, daß man weiter oben in den Flüssen vortreffliche, in süßen Gewässern vorkommende Fische antrefse; ich hatte aber keine Gelegenheit, mich selbst davon zu überzeugen \*). Viele dieser Flüsse sind so voll von Kaimans oder Krokodillen, daß die Oberfläche des Wassers nach dem einstimmigen Zeugnisse der Einwohner manchmal davon wie mit Floßholz bedeckt zu seyn scheint.

Der Doktor Laborde, dessen ich schon oben erwähnt habe, sagte mir, daß wenn er mit seiner Flinte einen Fluß, der neben dem Oyapok seine Mündung hat, hinauffahre, die Kaimans über die Hälfte der Vögel, welche er schieße, nehmen, noch ehe er Zeit habe, sich derselben zu bemächtigen. Sie verbreiten einen solchen Geruch, daß man sich von ihrer Nähe überzeugen kann, ehe man sie sieht.

§

Ze h n.

---

\*) In den durch das Wasser überschwemmten Wiesen der Guiana findet man dicke Nale, die kürzer als die unsrigen, und im Lande Zittergale benannt sind. Sie verursachen wie der Krampffisch einen elektrischen Schlag, wenn man sie berührt. Verständige Personen haben mich versichert, daß man diesen Schlag auch spürt, wenn man sie mit einem Stücke Metall, welches in diesem Falle wie ein Konduktor wirkt, anrührt. Es scheint auch, sie können den Schlag nach ihrem Belieben leiten. Berührt man sie sanft mit einem Stabe in einer mit Wasser gefüllten Wanne, so ist der Schlag schwach, er wird aber um so stärker, je mehr man das Thier reizt, und am Ende unerträglich.



## Zehntes Kapitel.

### Insekten.

Ein sehr kenntnißvoller Mann zu St. Domingo, welcher viele mikroskopische Beobachtungen anstellte, sagte mir einst, daß eine Quadratmeile in der Erdzone mehr lebendige Thiere enthalte als irgend eine der großen Provinzen Europens. So paradox diese Behauptung scheint, so mag sie doch in Rücksicht der Guiana gegründet seyn, ohnerachtet ich dadurch nichts sehr rühmliches sagen will. Die schädlichen Insekten sind außerordentlich zahlreich, und besonders für Fremde in der ersten Zeit nach ihrer Ankunft eine große Plage. Sie setzen sich vorzüglich an die Beine, und da ihr Stachel durch die dichtesten Gewebe dringt, so konnte ich mich nicht anders davor schützen, als indem ich sie mit Papier überzog, oder lederne Strümpfe trug. Je mehr man die Stelle, an welcher man gestochen wurde, reibt, desto mehr erhitzt sich die Wunde. Der brennende Schmerz läßt sich nicht anders stillen, als indem man sich oft badet, und mit saftreichen Citronen reibt.

Je länger man in der Kolonie lebt, desto weniger empfindet man diese Unbequemlichkeit; die ältern Einwohner fühlen sie gar nicht mehr. Wären die Betten nicht mit Flor oder sehr dünner Leinwand umgeben, so müßte man auf allen Schlaf

Schlaf Verzicht thun. Dieses Geräthe nennt man Moustiquiere, nach dem Namen des gefährlichsten Feindes, gegen den es schützen soll, der Moskito (moustique). Es hängt bis auf den Boden, und man muß unter demselben durchgehen, wenn man sich in das Bett legt.

Der Maringouin, jene große Schnake, mit langen Beinen, die auch in Europa vorkommt, ist am häufigsten und beschwerlichsten. Die Zimmer, welche dem Abendwind ausgesetzt sind, oder in welchen ein beständiger Luftzug ist, sind davon befreit; diese Insekten versammeln sich aber in Menge besonders da, wo man aus Nachlässigkeit eine mit Wasser gefüllte Badwanne stehen läßt. Das Licht zieht sie herbei, und da man wegen der Hitze die Fenster offen lassen muß, so werden diese mit Rahmen, über welche dünne Leinwand gespannt ist, versehen. An stillen stehenden Gewässern und in gewissen Wäldern trifft man sie in unzähligen Schwärmen besonders bei einbrechender Nacht an. Man kann sich alsdann nicht anders gegen sie schützen, als indem man in einigen Entfernungen große Feuer anlegt, und sich in dem Zwischenraume aufhält.

Wer auf dem Grase läuft, hat den schmerzhaften Biß eines kleinen rothen Insekts zu befürchten, welches sich an Thiere und Menschen hängt. Man muß sich um so mehr dafür in Acht nehmen, da man es wegen seiner Kleinheit kaum bemerkt. Der Citronensaft ist das einzige Mittel, wodurch man seiner los werden kann.



Die Tschiken \*), kleine schwarze Insekten, welche dem Floh gleichen, und auf die nämliche Art hüpfen, sind daselbst sehr gemein, so wie in allen amerikanischen Kolonien. Sie setzen sich in den fleischigten Theilen des Beines fest, und werden nach vier bis fünf Tagen so groß als eine Erbse. Um diese Zeit empfindet man ein lebhaftes Beißen, und alsdann muß man sie mit einer Nadel ausrotten; die meisten Negerinnen sind hierin sehr geschickt. Vernachlässiget man dieses, oder nimmt man nicht den ganzen Sack hinweg, in welchem die Eier der Tschike enthalten sind, so läuft man Gefahr, daß sie ausbrüten, und sich aufs neue in großer Menge ansetzen. Die Neger haben besonders damit zu kämpfen, und sie verursachen ihnen oft solche Wunden, daß sie kaum laufen können, und daß ihre Füße mit Geschwüren bedeckt sind. Oefters kommt dieses von Mangel an Reinlichkeit, doch giebt es Neger, an welche sich die Tschiken vorzugsweise hängen, und wenn dieses einmal bekannt ist, so verlieren sie vieles von ihrem Werthe.

Man sieht in der Nähe der Häuser in der Guiana, und selbst in den Zimmern ein dem Anscheine nach sehr furchtbares Insekt, welches die Gestalt einer Wespe hat, aber dreimal so groß ist. Sie befestigen ihre kleinen Nester unter den Dächern und an den Balken der Häuser. Ihr Stich

Stich ist fürchterlich, und kann das Fieber erregen; doch hat man nichts von ihnen zu besorgen, so lange man sie nicht reizt, ja sie rächen sich sogar nicht für jede üble Behandlung.

Ganz anders verhält es sich mit einer Bremsenart (Mouche sans raison genannt), welche sich aber glücklicherweise nur in den Wäldern aufhält. Wer ihnen begegnet oder in die Nähe ihres Nestes kommt, wird mit Wuth von ihnen angefallen. Ihr Stich ist sehr empfindlich, die Thiere sind nicht dafür gesichert, und die elendesten Pferde, welche durch Sporn und Peitsche nicht mehr anzutreiben sind, werden dadurch in die lebhafteste Unruhe versetzt.

Die Holzlaus ist in Guiana sehr gemein; sie durchnagt zuweilen in wenigen Tagen das Holzwerk in den besten Zimmern. Man verfolgt sie auf verschiedene Art, besonders mit Arsenik.

Die Ameisen sind auch sehr beschwerlich; sie dringen überall ein, verheeren die Gärten, und kommen selbst in die Häuser. Die Taubenschläge sind gewöhnlich isolirt, und an ihren Pfeilern sind Gefäße angebracht, die man mit Wasser füllt. Ohne diese Vorsicht kommen sie in die Nester, und fressen die jungen Tauben. Insekten, welche Kleider, Papier und Bücher anfressen, sind auch sehr häufig, und man kann sich nur mit vieler Sorgfalt und durch stark riechende Körper wie der Kampfer, dafür verwahren. Ueberhaupt muß man in der Guiana immer gegen diese Legionen von Feinden kämpfen, welche wegen ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit allen menschlichen

\*) Penetrans, der Sandfloh, Migua, Ton, Attun.  
U. d. Ue.



chen Bemühungen, wodurch man sie zerstören oder nur beträchtlich vermindern wollte, Trost bieten.

## F i f t e s   K a p i t e l.

Kurze Darstellung der Guiana in Naturhistorischer Hinsicht.

Obnerachtet die französische Guiana einige Land- und Seemuscheln hervorbringt, so ist sie doch für den Conchyliensammler nicht sehr merkwürdig, weil diese Art von Produkten wegen den niedrigen Küsten und des Schlammes, den man überall auf dem Grunde des Meeres findet, nicht wohl gedeihen kann. Der Mineraloge könnte, wenn er tiefer in das Innere des Landes eindringt, manche nützliche und neue Bemerkungen machen \*); was ihm zuerst auffallen wird, ist, daß das ganze Land keine Kalksteine enthält. Besonders ist aber die Guiana für den Botaniker und für den Naturforscher, welcher sich mit vierfüßigen und kriechenden Thieren, mit Vögeln, Schmet-

\*) Nahe von Cayenne findet man viele Eisentheilchen, welche sich an die Magnetnadel hängen. Ich sah Proben einer gelben Mine aus dem Innern des Landes, welche ziemlich viel Gold enthalten sollte; man hat aber nie darüber nachgeforscht, noch weniger eine Ausbeute gemacht.

Schmetterlingen und Insekten beschäftigt, eine reiche Fundgrube. Es scheint die Natur prange hier mit ihrer ganzen Pracht, und sie habe alle Schönheiten zusammengestellt, die man in Europa nur einzeln und unvollkommen erblickt.

Die Guiana steht in dieser Rücksicht in einem solchen Rufe, daß die Naturforscher aus der ganzen Welt daselbst, Verbindungen zu unterhalten suchen. Alles, was darauf Bezug hat, ist auch außerordentlich gesucht, und jedermann macht Sammlungen entweder zu seinem eigenen Vergnügen, oder auf Bestellung, oder um sich Freunde in Europa zu verschaffen. Leute, welche sich bloß mit Ausbälgen beschäftigen, können unmöglich alle Bestellungen besorgen, die man bei ihnen macht, und man sieht alle Tage Neger, welche vierfüßige Thiere, Schlangen, Schmetterlinge und Vögel zum Verkauf bringen.

Unter den letztern giebt es eine Menge, welche sich durch die Schönheit ihres Gefieders auszeichnen, besonders aus dem Geschlechte der *Cotinga*, der *Tanagra*, des Pfefferkräzes, der Papagayen, der *Jacos* \*) und *Uras* (indianischer Raben). Man zählt ohngefähr fünfzehn Colibriarten, worunter einige ein prächtiges Farbenspiel haben. Man schießt diese schönen

Fleis-

\*) Ich hätte unter dem Wildpret die Papagayen und *Jacos* anführen können; ihr Fleisch ist wohlschmeckend, im Innern des Landes werden ungeheuer viele verzehrt, und man sieht sie immer in zahlreichen Haufen vorüberfliegen.



kleinen Vogel mit feinem Schrote, wenn sie unbeweglich mit ausgespannten Flügeln den Schnabel in einen Blumenkelch stecken; dieses ist um so leichter, da sie sich haufenweise auf blühende Bäume setzen, und da sie weder furchtsam noch mißtrauisch sind; man kann ihnen so nahe kommen als man will, und ein Schuß, wovon einige getödtet werden, erschreckt die andern nicht.

Nachdem die Vögel in Cayenne ausgebälgt worden sind, werden sie nach Europa geschickt, wo man ihnen Augen einsetzt, und vermittelt eines eisernen Drahtes die gehörige Stellung giebt. Vorher ist die Haut sorgfältig ohne Beschädigung des Gefieders abgezogen worden, man stopft sie mit Baumwolle aus, nachdem sie so wie der Kopf mit einem Pulver aus Kampfer und Alaun eingerieben ist. Außer der Menge von Vögeln, welche für die Naturalienkabinette bestimmt sind, werden viele zu Verzierungen der Kleider nach Europa geschickt. Oft werden viele tausend Colibrihäute oder Tucanfehlen zu diesem Gebrauche versendet. Man leimt sie auch symmetrisch auf große Bogen weißen Papiers, die man unter Glas setzt, und dieses giebt Gemählde von dem schönsten Colerit.

Die Klasse der Schmetterlinge und Insekten ist noch unendlich reicher, und man hat davon die prächtigsten Sammlungen. Zwei Insekten verdienen besonders bemerkt zu werden, das eine wegen seines Kunstfleißes, das andere wegen seiner Nützlichkeit. Das erste ist eine Art von Mücke, welche den Beinamen Papiermacherin (car-

(cartonnierre) führt, weil sie auf Baumästen ein Nest oder vielmehr einen bewunderungswürdigen Korb von dem schönsten Löschpapiere baut, welcher inwendig in mehrere Fächer eingetheilt ist, welche in Verbindung unter sich stehen, und nur einen Ausgang haben. Das zweite ist eine Ameise aus dem Innern des Landes, welche aus abgefallenen Blättern eine schwammigte Substanz bereitet, die man im Lande unter dem Namen Ameisenest kennt. Man bedient sich derselben, mit dem besten Erfolge bei starken Blutflüssen, um das Blut zu stillen, und wenn Glieder abgelöst werden, so wirkt sie weit schneller als der Lerchenschwamm (agaricum).

Aus Scherz erzählt man gewöhnlich den Europäern, welche zum erstenmal nach Cayenne kommen, daß die Auster auf den Bäumen wachsen. So sonderbar dieses klingt, so ist doch etwas wahres daran. Wir haben schon von den Sumpfkiefern geredet, welche am Ufer des Meeres und längst der Mündungen der Flüsse wachsen. Die Auster hängen sich in Menge an ihre Wurzeln, zuweilen selbst an die Aeste, und man verkauft sie nicht anders als mit dem Stücke Holz, woran sie sich festhalten. Diese Auster sind klein, und meistens so geschmacklos, daß man sie ohne Salz nicht essen kann, sie erscheinen auch nicht auf guten Tafeln. Uebrigens werden sie auch in übrigen amerikanischen Kolonien an den Bäumen angetroffen.

Kriechende Thiere von jeder Art und Größe finden sich in Menge auf der Guiana; in einigen Gegenden stößt man alle Augenblicke auf Eideren und



und Schlangen; wir fanden zuweilen einige auf dem Schiffe, die ohne Zweifel mit dem Holze aufgeladen worden sind. Zum Glück sind diese Thiere nicht schädlich, und es ist fast ohne Beispiel, daß ein Unglück entsteht \*). Einige sind ungeheuer, man giebt ihnen den allgemeinen Namen Couleuvres (Coluber) und diese verschlingen die Accouchi, die Ferkelfaninchen, und sogar junge Hirschfälder. Ich brachte die Haut einer solchen Schlange nach Europa, die gegen funfzehn Fuß lang und vier Zoll dick war, und die in Cayenne für sehr klein angesehen wurde. Kurz vorher sah man eine, die von sechs Negern getragen wurde, und zwei und dreißig Fuß lang war.

Wenn man die außerordentliche Größe gewisser Fruchtbäume, der Wälder, der kriechenden und Seethiere in Amerika beobachtet hat, so wird man von der Buffonschen Behauptung in Ansehung der vierfüßigen Thiere noch mehr überzeugt; diese scheint die Natur in einem weit kleinern Modell geformt zu haben. Alle Thiere der neuen Welt, welche denen der alten ähnlich sind, sind auffallend kleiner. Man sieht davon einen deutlichen Beweis in der Guiana an dem Hirsch und dem Tiger; der letzte ist von mäßiger Größe, und hat nichts von dem wilden Charakter seines Geschlechts;

er

\*) In Martinique hingegen sterben alle Jahre mehrere Neger von Schlangenbissen, und in einigen Gegenden bringen sie sogar alle Hunde um.

er begiebt sich sogleich auf die Flucht \*) Man findet daselbst keines von jenen großen Thieren, dergleichen das Flußpferd, das Nashorn, das Kameel, der Büffel und die Giraffe sind. Der Manipourir oder Tapir, der Elephant von Amerika, ist kaum so groß als ein Esel; seine Oberlippe ragt weit über die untere hervor, sie gleicht einer kleinen Schnauze, und ist eben so beweglich und geschmeidig. Diese Thiere sind furchtsam und werden leicht zahm. Ich sah eines bei dem Gouverneur von Cayenne, welches während der Mahlzeit von einem Gaste zu dem andern gieng, um ein Stück Brod zu erhalten, und welches wie der furchtsamste Hund davon lief, wenn es einen Neger kommen sah, der es mit der Peitsche wegzujagen wollte.

Es giebt in den Wäldern der Guiana sechs besondere Arten von Affen; 1) der Covata, ein großer schwarzer Affe mit rundem von Blättern bedecktem Gesichte; er ist vielleicht das häßlichste und unförmlichste unter allen Thieren; 2) der rothe Affe, der stärkste unter allen, dessen Fleisch wie Kalbfleisch schmecken soll, er wird häufig gespeist, und man giebt den kranken Negern in den

Spi

\*) Das Fell des Tigers auf der Guiana ist außerordentlich schön; man versteht aber nichts von der Kunst, die Felle zu bereiten. Wahrscheinlich wohnte dieses Thier, welches jetzt auf das feste Land verwiesen ist, anfangs auf der kleinen Insel Cayenne; wenigstens heißt noch eine der vorzüglichsten Anhöhen daselbst der Tigerberg.



Spitalern die Fleischbrühe davon \*); 3) der gehörnte Affe von der Größe einer Katze; seine Haare bilden eine Art von Hörnern, wie die Federn auf dem Kopfe des Uhu, und daher kommt sein Name; 4) der Micou, von der Größe eines Ratinchens; ein niedliches Thierchen, welches so gleich zahm wird, und leicht nach Europa gebracht werden kann; 5) und 6) der Tamarin und Sapajou, die kleinsten unter allen, und die einzigen, welche man noch auf der Insel Cayenne antrifft. Alle diese verschiedenen Arten von Affen haben lange Schwänze, und man kann keine lebhafteren und artigeren Thiere sehen, als diese letzteren.

Außer den schon angezeigten vierfüßigen Thieren findet man noch auf der Guiana den Ameisenbär, dessen Unterhalt wohl gesichert ist, weil er sich von nichts als von Ameisen nährt; die Ziegerkage, welche die Geißel der Fühnerställe in der Guiana wie die Wiesel oder der Marter in Europa ist; das Faulthier oder der Ai \*\*), das Stachelschwein, u. d. m.

Das

\*) Sie versammeln sich in der Nacht haufenweise auf den Bäumen, und machen ein trauriges und klägliches Geschrei, welches man in der Ferne hört.

\*\*) Nichts ist interessanter zu lesen und zugleich übertriebener, als was Buffon über das Faulthier sagt. Offenbar ist das ganze Gemälde ein bloßes Werk der Phantasie. Vergleicht man es, wie ich öfters that, mit dem lebenden Thiere, so muß man bedauern, daß der Mann, welcher berufen zu seyn schien, die Geschichte

Das Verzeichniß der vierfüßigen Thiere ließ sich leicht vermehren; wir begnügen uns aber, die hauptsächlichsten angeführt zu haben, und verweisen den Leser, welcher ausführlichere Nachrichten verlangt, auf die naturhistorischen Werke. Wer Geschmack an diesen Gegenständen hat, kann sich in der Guiana viel Vergnügen verschaffen, und diejenigen, welche vorher nicht daran dachten, werden sich von selbst die Härte ihres Exils durch diese Beschäftigung zu erleichtern suchen, um so mehr, da sie das Beispiel aller Einwohner dazu einladet.

## Zwölftes Kapitel.

### Von den Negern.

Seitdem der Negerhandel existirt, haben alle europäische Philantropen, besonders solche, welche keine Besitzungen in den Kolonien hatten, dagegen deklamirt. In der That war kein Text leichter zu kommentiren, keiner bot mehr Stoff zur

schichte der Natur zu schreiben, sich öfters nur mit der Rolle des Romanendichters begnügte. Allerdings ist das Faulthier sehr träge, wenn man aber unter andern liest, daß es in einer Stunde kaum eine Ruthe durchläuft oder klettert, so muß man es sehr faul finden, ich aber sage viel-



jenen empfindsamen Schwärmereien dar, die in unsern Tagen so sehr zur Mode geworden sind. Ich bin weit entfernt, den Negerhandel zu rechtfertigen; dieser schändliche Verkehr mit Menschenfleisch muß jeden gut gesinnten Mann empören, und es ist unmöglich, die Menschheit auf eine grausamere Art zu entehren. Da aber Nationen nicht leicht nach den einfachen und unveränderlichen Regeln handeln können, nach welchen das Individuum sich richten soll \*); da das Wohl der Nationen größtentheils von den Kolonien abhängt, und

---

leicht zu wenig, wenn ich behaupte, daß das trägste Faulthier einen vierzigmal größern Raum in der nämlichen Zeit durchlaufe. Sie klettern auch so gut, daß, wenn man den, welchen wir auf dem Schiffe hatten, anzubinden vergaß, wir ihn ganz oben auf dem Hauptmasten suchen mußten.

- \*) Das schmerzhafteste Gefühl welches der Negerhandel erweckt, wird dadurch einigermaßen vermindert, wenn man bedenkt, daß die Neger von ihren eigenen Landesleuten ein weit härteres Schicksal zu erwarten hätten. Zudem ist er ein nothwendiges Uebel, weil es sich vernünftigerweise nicht erwarten läßt, daß alle Nationen den Negerhandel aufgeben werden, und diejenige, welche es thut, würde die andere auf ihre Kosten bereichern, und sich in Ansehung der Kolonialprodukte, ohne allen Gewinn für die Menschheit zinsbar machen.

U. d. B.

Der Verf. hat hier alle Gründe zusammengestellt, welche dem Politiker die allzu rasche Abschaffung des

und da es eine ausgemachte Wahrheit ist, daß keine Kolonien ohne Sklaverei existiren können, so wird man wenigstens mit Vergnügen hören, daß sie in der Guiana weit weniger drückend als anderswo ist.

Es giebt drei Gründe, aus denen die Neger hier im Ganzen gelinder behandelt werden. Erstlich konnten sich die Einwohner bis jetzt nur auf sehr mittelmäßige Reichthümer Hoffnung machen, die Gewinnsucht, welche in der heißen Zone so hartherzig macht, hat sich ihrer daher auch weniger bemächtigt. Ferner sind die Neger in der Guiana unter der unmittelbaren Aufsicht ihrer Herrn, während daß die meisten reichen Leute von St. Domingo ihre Einkünfte in Europa vergehren, und die Sorge für ihre Sklaven Söldlingen überlassen, welche nur auf Mittel, größere Einkünfte zu erzwingen, denken. Endlich treibt man die Sklaven nicht aufs äußerste, aus Furcht, sie möchten in einem weitläufigen Lande, wo man so leicht allen Nachforschungen entgehen kann, durchgehen.

Die hauptsächlichste Nahrung der Neger in der Guiana besteht in Maniok, man theilt ihnen auch Reis und gesalzenes Fleisch aus, da hingen

---

des Negerhandels widerrathen. Daß aber dadurch der Moral ist, welcher sich auf den Grundsatz: fiat justitia et pereat mundus (man sey gerecht, möge auch die Welt darüber zu Grunde gehen) beruft, nicht befriediget werde, ist keinem Zweifel unterworfen.

U. d. H.



gen die auf St. Domingo von nichts als von Gartenfrüchten leben müssen. Die meisten Einwohner halten sich Neger zur Jagd und zum Fischfang; die ersten bedienen sich der Flinte, die zweiten des Pfeils und des Bogens, und zwar beinahe mit der nämlichen Geschicklichkeit als die Indianer. Die beste Art von Negern ist diejenige, welche man Tramail nennt. Die Neger zu Cayenne fischen auch oft mit dem Angel ein wenig ausserhalb der Mündung des Flusses; manchmal befestigen sie die Angel an Stäbe, welche sie in den Schlamm stecken, noch öfters schlafen sie ruhig in ihren Nachen, sie wickeln die Schnur um ihre Zehe, und warten bis sie der Fisch aufweckt.

Nichts kommt einem Europäer, der in Cayenne landet, sonderbarer vor, als die Menge der fast nackten Neger und Weißen, welche sich überall um ihn dringen, und nichts verräth mehr auf den ersten Anblick die Armuth der Kolonie. Ohne der vielen freien Schwarzen in unsern übrigen amerikanischen Besitzungen zu erwähnen, welche viel auf ihren Puz halten, giebt es daselbst weder Sklaven noch Sklavinnen, welche nicht wenigstens ehrbar gekleidet sind; hier glaubt man aber unter einer Gesellschaft Durangoutangs zu kommen. In allen Häusern und Straßen begegnet man Weiber, die von oben bis an den Gürtel nackt gehen, und Männer, deren ganze Kleidung in einem vier Finger breiten Stück Leinwand besteht, welches um die Hüfte und durch die Beine geht; dieses Kleidungsstück heißt Kallimbe,

limbe, und vertritt kaum das Weinblatt, womit ein züchtiger Bildhauer seine Bildsäule beschattet. Man kann sich kaum gewöhnen, bei Tische neben Weibern zu sitzen und von Sklaven bedient zu werden, die in dieser Tracht gehen.

Die Neger haben wie die Indianer keine andern Gefäße als Flaschenkürbisse, ausgenommen diejenigen, welche an das Feuer gestellt werden. Einige dieser Früchte sind so groß als eine Bombe und sehr schwer; sie hängen sehr hoch, und man müßte für den, welcher unter dem Baume schlafen wollte, billig besorgt seyn.

Ich könnte leicht noch mehreres von den Sitten und dem Charaktere der Neger, von ihrer Behandlung, und den Arbeiten, zu welchen man sie gebraucht, anführen; alles dieses findet man aber in vielen andern Werken, und es ist in allen Kolonien gemein. Da ich nur solche Dinge vortragen will, die wenig oder gar nicht bekannt sind, und welche die Guiana besonders betreffen, so führe ich nur noch einige Bemerkungen über die Entweichung der Neger an, welche in unsern Kolonien immer sehr gemein ist.

In unsern Inseln kommen Neger, welche durchgehen, nicht weit; der größte Theil derselben wird wieder eingeholt, und die übrigen, welche auf den Bergen im Elende herumirren, können keine Besorgniß erregen. In der Guiana hingegen, welche durch eine Menge fischreiche Flüsse durchschnitten ist, wo in den Wäldern ein Ueberfluß an Wildpret und wildem Obste ist, wo man einen ungeheuren Erdstrich vor sich hat, und wo  
man



man nur den Boden ein wenig zu bearbeiten braucht, um hinlängliche Nahrung zu erhalten, hier sage ich, können die Neger leicht gemächlich leben, den Weißen Trotz bieten, und diejenigen tödten, welche sie zu weit in die öden Wüsten verfolgen würden. Schon mehrere Jahre vor der Revolution bildete sich dreißig Stunden von Cayenne ein Korps von sieben bis acht hundert entlaufenen Negern, deren Wohnsitze wohl bekannt waren, die man aber nicht zum Gehorsam zurückbringen konnte. Man glaubte allgemein, daß die Kolonie verloren wäre, so bald sie die durch eine lange Sklaverei eingefogenen Vorurtheile ablegen und feindlich handeln würden.

Die Lage der Kolonie zu Surinam war noch weit kritischer in dieser Rücksicht, und ihre Nachbarschaft war für Cayenne sehr gefährlich. Alle Versuche der Holländer, ihre entlaufenen Neger, deren Anzahl sich auf zehn bis zwölftausend belief, wieder zu unterwerfen oder aufzureiben, waren fruchtlos; sie versprachen ihnen also am Ende Friede und Freundschaft, und ließen sich mit ihnen gleichsam als mit unabhängigen Herrn in Traktaten ein. Ja sie versprachen sogar ihnen jährlich Pulver und Flinten zu verschaffen, unter der Bedingung, daß sie alle neuerlich entlaufende Neger ausliefern würden. Mehrere hundert von diesen Aufrührern, wovon die Holländer wenigstens den zehnten Mann zum Tode verurtheilt hätten, wenn sie dieselben hätten unterwerfen können, setzten sich auf dem französischen Gebiete fest,

fest, wo man sie ruhig ließ, weil man sie doch nicht mit Gewalt hätte wegstreiben können.

Diese Gefahr drohte den beiden Kolonien Surinam und Cayenne vor der Revolution; ich weiß nicht, was sich seitdem ereignet hat, doch sieht man leicht, daß unpolitische Dekrete über die Freiheit der Neger und ihre falsche Auslegung, unersetzliche und höchst schädliche Folgen nach sich ziehen könnten. Würden die Neger in der Guiana den Triumph davon tragen, so hätte man nicht mit den furchtsamen Urbewohnern des Landes zu thun, sondern mit fanatischen und herzhaften Leuten, die in einem unzulänglichen Lande verschanzt sind, und die Europäer zu wohl kennen, als daß sie ihren Versicherungen glauben, und sich ihrer Rache aussetzen sollten.

## Dreizehntes Kapitel.

### Nautische Beobachtungen.

Da nicht alle Leser an nautischen Beobachtungen Interesse finden, so habe ich diesen Abschnitt bis an das Ende aufbewahrt. Ich werde ihn aber nicht mit technischen Ausdrücken überladen, und überhaupt die Trockenheit vermeiden, welche bei Nachrichten von der Art so gewöhnlich ist.

Auf meiner ersten Reise, die ich im Jahre 1784 nach Cayenne machte, hatte keiner von



allen, welche sich auf den Schiffen befanden, die mindeste Kenntniß von dem Lande, nach welchem wir steuerten, und die Nachrichten, welche wir einzogen, waren oberflächlich und so gar widersprechend. Um so mehr suchten wir einige genaue Beobachtungen anzustellen, die wir unsern Nachfolgern überliefern könnten. Man kann sich sicher darauf verlassen, weil ich sie von den Schiffahrern im Lande berichtigen ließ und auf meinem verschiedenen Reisen wiederholte. Wegen der reißenden Ströme, welche an der ganzen Küste von Guiana bemerkt werden, kann man nicht in gerader Richtung auf den Punkt lossteuern, den man sich vorgesetzt hat. Der Lauf und die Schnelligkeit dieser Ströme hängt von der Jahreszeit und andern veränderlichen Ursachen ab, die sich nicht unter Regeln bringen lassen; wer es verursachen wollte, würde nur eine unnütze Neugierde befriedigen, und ich hoffe, daß folgende Anweisungen den Schiffahrer auf alle Fälle sicher leiten werden. Viele sind umgekommen, und andere, welche sich scheuten an einer unbekannten Küste zu landen, welche einen großen Theil des Jahres hindurch mit dichten Nebeln bedeckt ist, haben aus Furcht den Zweck ihrer Reise ganz verfehlt.

Es ist aber nicht den Franzosen an einer genauern Anweisung gelegen, denn wenn von dem Wege nach Cayenne die Rede ist, so betrifft dieses zugleich die Richtung, nach welcher die Holländer in ihre schönen Kolonien zu Surinam, Demerari, Berbice und Essequibo steuern müssen.

Wer

Wer von Europa nach Cayenne (welches vier Grade 56 Minuten nördlicher Breite liegt) oder in die holländischen Kolonien reiset, muß den dritten Grad oder drei Grade fünfzehn Minuten der nördlichen Breite ohngefähr hundert Stunden von der Küste auffuchen. Ist man daselbst angelangt, so kann man tek nach Westen steuern, und mit vollen Segeln die Gegenden durchkreuzen, wo das Meer heftig tobt, und das Wasser bald gelb, bald grünlicht und bald ganz trübe ist. Man findet den Grund fast immer mit dem Senkblei

Würde man weniger gegen Süden steuern, so könnte man mit den Strömen zu kämpfen haben, und unterhalb Cayenne landen; manchmal ist es aber, besonders des Sommers sehr beschwerlich, nur einige Stunden weit an der Küste hinauf zu fahren. Näherte man sich aber im Gegentheil dem Equator zu sehr, so könnte man leicht neue Ströme antreffen, die gegen Süden gehen, und man könnte an die Mündung des Amazonenflusses geführt werden, welche sehr gefährlich und nur wenig bekannt ist.

Folgt man genau dem Wege, den ich angegeben habe, so kommt man entweder auf das Cap Cassipour, oder auf das Cap d'Orange, ohngefähr dreißig Stunden von Cayenne, und alsdann muß man das Senkblei häufig auswerfen. Wenn man bei fünf bis sechs Klaftern Wassers noch kein Land sehen sollte, so braucht man nur den Anker auszuwerfen, und zu warten, bis es sichtbar wird.

Es



So bald sich das Wetter aufgehellet hat, wird man einen grünen Grund entdecken, welcher nichts anders als ein Wald großer Bäume ist, und welche auf der ganzen Küste Guianens von sich selbst wachsen \*). Man unterscheidet auch Hügel im Innern des Landes, und den Berg d'Argent am Ufer des Meeres, welcher die Gestalt eines Sattels hat, und ganz mit Wäldern bedeckt ist.

Dieser Berg d'Argent liegt in der Bucht von Oyapok, welcher drei große Flüsse aufnimmt, und ein sicherer Ankerplatz für mehrere hundert Schiffe ist. Man ist durch das Cap d'Orange gänzlich von dem Meere geschützt, und ich rathe den Schiffen, welche mehr als zehn bis eilf Fuß Wasser brauchen, daß sie hier die Zeit einer großen Fluth abwarten, um in den Fluß Cayenne zu fahren. Es giebt in der Bucht von Oyapok viele Felsen, wovon die meisten bei niedrigem Meere sichtbar sind; sie sind aber zu nahe an dem Lande, als daß ein Schiff etwas davon zu befürchten hätte.

Von dem Cap d'Orange steuert man gegen Nordwest, und kaum ist man an dem Berge d'Argent vorbei, so entdeckt man einen ungeheuren iso-

\*) Gewöhnlich geben Matrosen, welche zur Wache ausgestellt sind, sobald man das Land sieht, ein Signal, daß Schiffe in der Nähe seyn; man entdeckt aber bald, je weiter man kommt, daß es nichts als jene großen Bäume sind, welche einzeln im Meere stehen.

isolirten Felsen, den großen Connetable \*), gegen welchen man hinsegelt. Er liegt sechs Meilen von dem schönen Flusse Aprozague; ein anderer Felsen, der kleine Connetable, welcher über eine Viertelstunde davon entfernt, und weit weniger hoch ist, wird erst späterhin entdeckt.

Man empfiehlt allen, die nach Cayenne reisen, die größte Vorsicht in Ansehung dieser Felsen, und es scheint, als ob sie in unsern Tagen eben das seyn, was die Scylla und Charybdis bei den alten waren; zum Glück sind aber die Felsen an der Guiana nicht gefährlicher als die zu Messina. Unser Schiff wurde ausdrücklich abgeschickt, um ihre Lage zu untersuchen, und ich kann nach vielfältigen Beobachtungen versichern, daß der Weg zwischen den beiden Connetables ganz gefahrlos ist, und daß ein eben so sicherer, zwei bis drei Stunden breiter Raum zwischen ihnen und dem festen Lande liegt. Man kann sich also in dieser Hinsicht aller Sorgen entschlagen, ohnerachtet im letzten Kriege ein königliches Schiff

\*) Entdeckt man nichts um diese Zeit, welches während der Regenszeit oft geschieht, so muß man noch drei oder vier Meilen in dieser Richtung zurücklegen, den Anker auswerfen, und helles Wetter, um den großen Conetable unterscheiden zu können, abwarten. Wer die Küste genau kennt, braucht diese Vorsicht nicht, weil er den Felsen rechts liegen lassen würde; wer aber diese Küste befahren hat, muß darauf Achtung haben.



Schiff an dem großen Connetable gescheitert ist \*). Man braucht nur zu wissen, daß es ein Felsen ist, um es sehr begreiflich zu finden, wie man daselbst umkommen kann, besonders wenn man ihn mit Fleiß nicht ausweicht.

Man fährt gewöhnlich immer zwischen den zwei Connetables und besonders nahe an dem großen vorbei. Man sieht hier in der That etwas, was einzig in seiner Art ist. Dieser große Felsen ist der Zufluchtsort einer unsäglichen Menge großer Seevögel, als der Fregatten, der Rothgänse, der Tropikvögel, u. a. m. Man hört ihr durchdringendes Geschrei über eine halbe Stunde weit, und man wird von abgesonderten Haufen recognoscirt; kommt man näher, so ist man in einer Wolke von Vögeln, vor deren Geschrei man sich selbst nicht mehr hört, und dennoch ist der Felsen noch ganz davon bedeckt. Es ist üblich, daß alle Schiffe eine Kanonenkugel losschießen, damit man die ganze unendliche Menge von Vögeln übersehen kann; ich zweifle aber, ob sie sich alle dadurch stören lassen, wenigstens setzen sich sehr viele sogleich wieder nieder. Da dieser Felsen senkrecht ist, und da sich das Meer immer stark daran bricht, so kann man selten bequem landen; doch gelang es mir zweimal

\*) Selbst aus diesem Unglücke sieht man, wie wenig der große Connetable zu fürchten ist; denn fast die ganze Mannschaft rettete sich, indem sie von dem Bogspriet aus auf das Lande sprang.

mal, und wir richteten jedesmal eine entsetzliche Verheerung in dieser kleinen Kolonie an.

Alle Seiten des großen Connetable sind voll von Spalten, wo man diese Vögel mit der Hand nimmt, und viele sind dumm genug, daß sie sich selbst in der Nähe der Menschen darein verbergen. Oben auf dem Gipfel kommt man auf eine Fläche, die ganz davon bedeckt ist; man sieht überall nichts als Köpfe, die meisten sitzen auf ihren Nestern, wo sie sich mit den Füßen oder mit Knitteln tod schlagen lassen, während daß die andern um einen herum fliegen, als ob sie einen fressen wollten. Würde ein Einzelner unglücklicherweise hier zurückbleiben, so wäre er ohne Zweifel bald ein Opfer der mütterlichen Zärtlichkeit, besonders da mehrere Arten fürchterliche Schnäbel haben. Wir füllten unser Boot zur Hälfte mit Vögeln und Eiern an, unter welchen einige so groß als Hühnereyer und sehr schmackhaft waren. Wir nahmen auch von den vier Fuß langen Eidexen, die nicht schicklicher wohnen könnten, da Eier ihre angenehmste Nahrung sind.

Von dem großen Connetable aus entdeckt man in der Ferne sechs kleine Inseln Nemire, wovon fünf beinahe vereinigt sind, und Vater, Mutter, die zwei Töchter und die Unpäßliche heißen. Alle diese Inseln sind voll von Holz und unbewohnt, ausser die la Mère, wohin man, wie wir oben sahen, die unglücklichen Ausfägigen verweist.

Wenn man den kleinen Archipelagus von Nemire passirt hat, so richtet man sich nach der sechs



sechsten von den kleinen Inseln, die man drei Stunden weiter erblickt, und die verlorne Schildwache nennt, weil sie von der übrigen Familie ganz getrennt ist. Sie zieht sich längst der Mündung des Flusses Cayenne hin, man muß eine Kanone abfeuern und ankern, bis ein Lootsmann kommt. Dieser geht mit der Ebbe ab, und begiebt sich an den Bord der in der offenen See liegenden Schiffe; einige Stunden hernach führt er sie mit der Fluth in den Fluß. Ehe man dahin kommt, muß man über weichen Schlamm fahren, worauf bei niedrigem Meere nicht mehr als vier oder fünf Fuß Wassers sind. Da das Meer bei kleinen Fluthen sich nie höher erhebt, so können auch nur Schiffe, welche neun bis zehn Fuß unter Wasser gehen, zu jeder Zeit einfahren. Die übrigen müssen länger oder kürzer vor Anker im offenen Meere liegen, je nachdem sie tief unter Wasser gehen; brauchen sie mehr als vierzehn oder funfzehn Fuß, so müssen sie auf die Einfahrt Verzicht thun.

Man muß sich bei dem Eingang in den Fluß für den Felsen *Limable* in Acht nehmen, welcher nahe bei dem Fort, und bei niedrigem Meere an der Oberfläche des Wassers zu sehen ist. Sonst ist man der Gefahr des Strandens ausgesetzt; doch braucht man nur zu warten, bis man bei der nächsten Fluth wieder flott wird. So müssen selbst Steuermänner aus dem Lande zuweilen zwei oder drei Fluthen benutzen, um ein Schiff ein- oder auszuführen; dieses rührt von der

der großen Menge des weichen Schlammes her, durch den man rudern muß.

Ist man durch den Schlamm, welcher sich an der Mündung des Flusses Cayenne befindet, durchgedrungen, so findet man auf einmal mehr Wasser, und innerhalb des Forts ist es bei niedrigem Meere überall siebenzehn bis achtzehn Fuß tief. Man wirft bei der Ankunft Anker aus, um sich gegen die Ebbe und der Fluth sicher zu stellen.

Da die Thau wegen der Hitze des Wassers und des Schlammes bald faulen, so müssen sie öfters gewaschen werden. Der beste Ankerplatz ist ohngefähr eine Taulänge von dem festen Lande, oder vielmehr von der großen hölzernen Brücke, welche in dem Fluß weit genug hervorsteht, daß Chaluppen bei niedrigem Meere daselbst landen können.

Zwölf Stunden unter Cayenne, und vier oder fünf von der Mündung des Flusses Rourou liegen drei kleine Inseln, in deren Mitte ein vortrefflicher Ankerplatz ist. Ich weiß nicht, warum man sie bald die Heils- bald die Teufelsinseln nennt. Zwei dieser Inseln sind ganz unbewohnt, und auf der dritten ist nur ein Landwirth mit einigen Negeren. Hierher sollten sich die Schiffe flüchten, welche vor Cayenne zu sehr von dem Meere beunruhiget werden, und nachher könnten sie wieder ihre Stelle einnehmen.

Wenn ein Schiff von Cayenne aus eine beträchtliche Strecke an der Küste hinauffahren, und sich zum Beispiel nach dem Cap de Nord begeben

moll



wollte, so wäre das Beste, daß man wenigstens achzig bis neunzig Meilen in die offene See hinausfährt, und alsdann sich nach dem Ziele zu richtet. Dieses wäre um so nöthiger, wenn man auf die brasilianische Insel gehen wollte, wenigstens bereueten wir sehr, es nicht gethan zu haben. Als ich mich auf meiner ersten Reise nach Cayenne in die portugiesische Kolonie Para an der brasilianischen Küste begeben sollte, so hofften wir dieses ausführen zu können, indem wir immer an den Küsten hinauf steuerten. Nachdem wir zwei Monate lang gegen die Winde gekämpft hatten, fanden wir uns endlich vor dem Fluß des Cap de Nord höchstens siebenzig Meilen von dem Orte, wo wir ausfahren, und wir mußten wegen Mangel an Lebensmitteln nach Cayenne zurückkehren.

Wenn der Zweck unserer Reise gleich verfehlt war, so lernten wir doch die Küsten, die Winde, die Ströme u. d. m. sehr gut kennen. Folgendes habe ich theils selbst beobachtet, theils von einem Steuermann der Kolonie erfahren.

1) Man findet abwechselungsweise an den Küsten Bänke von weichem und hartem Schlamm, und man bemerkt dieses ohne Senkblei schon an der Beschaffenheit des Meeres; denn über jenen ist es glatt, über diesen zuweilen sehr uneben.

2) Da die Ströme immer mehr oder weniger stark sind, und oft in der Richtung des Windes gehen, so muß man immer ein Senkblei im Meere haben, wenn man vor Anker liegt, um zu sehen, ob man fortgetrieben wird. Mehrere Schiffe, welche vor Cayenne lagen, wurden in  
der

der Nacht mehrere Meilen weit fortgeführt, und sie bemerkten es erst am andern Morgen.

3) Man muß das Senkblei immer gebrauchen, und sich nicht fürchten, dem festen Lande näher zu kommen, besonders wenn man auf weichem Schlamm ist. Wir strandeten einst darauf, ohne den mindesten Stoß zu empfinden, und wurden bei der Fluthzeit wieder flott.

4) Die Winde ändern sich, wie überhaupt in der ganzen heißen Zone, nur wenig rechts oder links von Osten. Des Sommers gehen sie gewöhnlich von Ost-Südost nach Nordost; in der regnerischen Jahreszeit hingegen richten sie sich mehr nach Norden, und zuweilen ein wenig nach Westen. So schwer es im Sommer ist, längst der Küste hinauf zu fahren, so leicht ist es alsdann.

5) Die Ströme sind an der Küste der Guiana sehr bedeutend, und in dieser Rücksicht macht das Cap Cassipour zwei sehr merkliche Abtheilungen. Von dem Cap Cassipour bis an den Fluß Maroni, an der westlichen Gränze der Kolonie, gehen die Ströme nach der Richtung der Küste. An der Mündung der großen Flüsse gehen sie während der Ebbe eine Zeitlang gegen Norden, in einer gewissen Entfernung aber wieder längst der Küsten.

6) Von dem Cap Cassipour an bis an das andere Ende der Kolonie sind die Ströme weit heftiger, und ihre Schnelligkeit vermehrt sich, je mehr man an das Cap de Nord kommt. Daher wird die Schifffahrt in dieser Gegend, welche wenig bekannt und von Schiffern des Landes sehr ge-  
fürcht-



fürchtet ist, immer großen Schwierigkeiten unterworfen bleiben. Zuweilen erhebt sich das Meer an dieser Küste acht und vierzig Fuß bei großen Ebben. und die Fluth dauert kaum drei oder vier Stunden. Bis jetzt ist es unerklärt geblieben, wie eine so beträchtliche Erhöhung öfters nur nach einigen Minuten bewirkt wird.

Ich will noch mit ein paar Worten erwähnen, wie man sich in der Guiana immer Fische verschaffen kann. Man fängt mit Hülfe eines Stück Fleisches, welches an dem Angel befestigt wird, irgend einen Fisch ohne Schuppen. Nach dem man ihn seiner Stacheln beraubt hat, schneidet man ihm den Kopf ab, und befestigt ihn an einen großen Angel, welcher funfzehn bis zwanzig Klaftern vermittelst eines Bleies eingesenkt wird. Bald wird ein Haifisch, welcher anbeißt, das Opfer seiner Gefräßigkeit, und man bedient sich seiner Leber, um andere Fische zu fangen. So verschaffen wir uns immer frische Lebensmittel mit dem Fleische des einen und der Leber des andern Fisches. Die Gegend in dem großen Connetable ist besonders außerordentlich fischreich.

## Inhalt.

Beschreibung der französischen Guiana. = = = S. 1

### Erstes Kapitel.

Von der Guiana überhaupt. = = = = = 3

### Zweites Kapitel.

Von der französischen Guiana. = = = = = 6

### Drittes Kapitel.

Von der Kolonie zu Guiana überhaupt, von ihrem gegenwärtigen Zustande, und von einigen besondern Gebräuchen daselbst. = — 10

### Viertes Kapitel.

Klima der Guiana. = = = = = 19

### Fünftes Kapitel.

Anbau. = = = = = 27

### Sechstes Kapitel.

Von den Indianern oder den Wilden. = = = 36

### Siebentes Kapitel.

Von den Erzeugnissen aus dem Pflanzenreiche. — 54



## Achtes Kapitel.

Lebensmittel, welche man in der Guiana findet. S. 67

## Neuntes Kapitel.

Fische. = = = = = — 73

## Zehntes Kapitel.

Insekten. = = = = = — 82

## Elftes Kapitel.

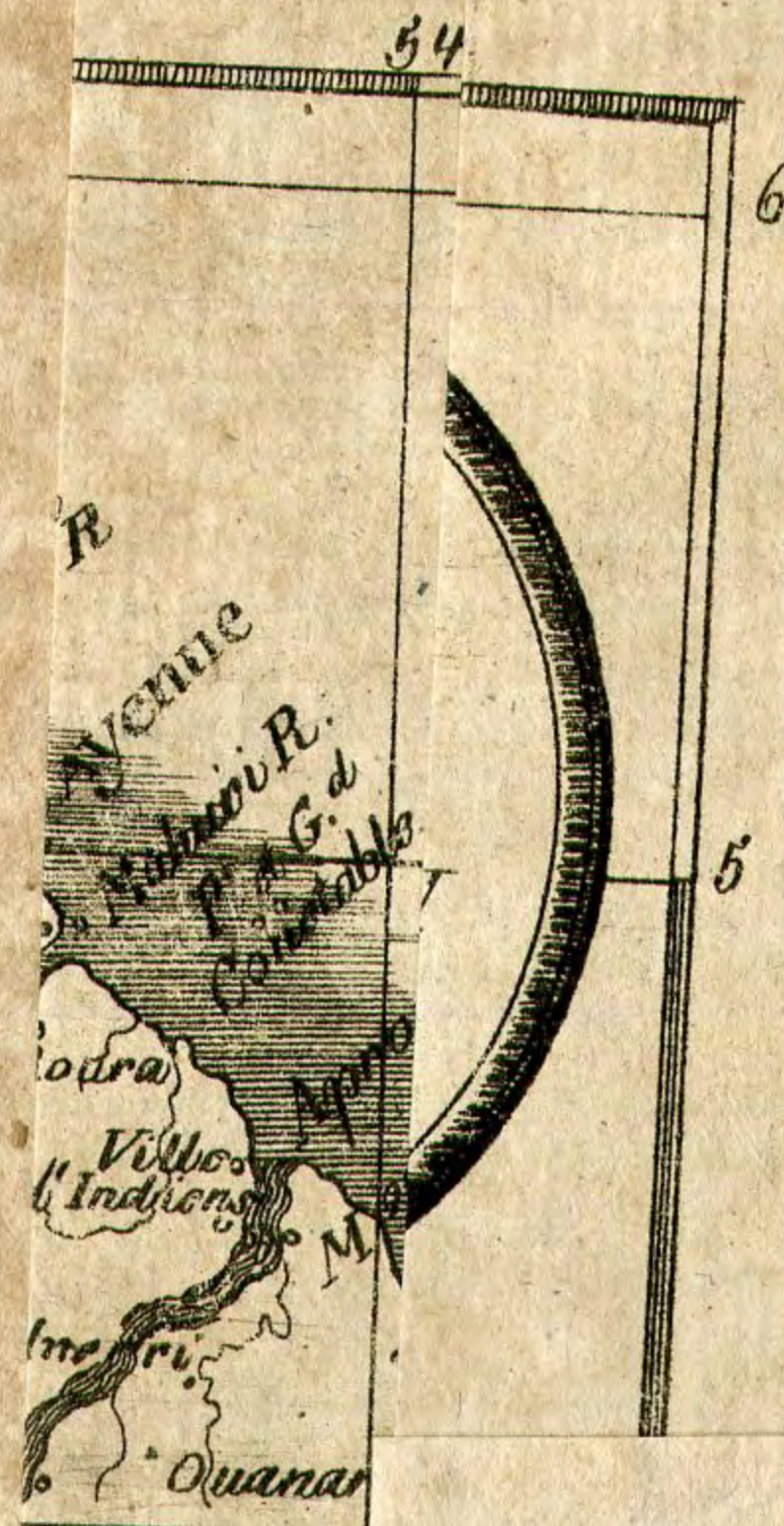
Kurze Darstellung der Guiana in naturhisto-  
rischer Hinsicht. = = = = = — 86

## Zwölftes Kapitel.

Von den Negern = = = = = — 93

## Dreizehntes Kapitel.

Nautische Beobachtungen. = = = = = — 99







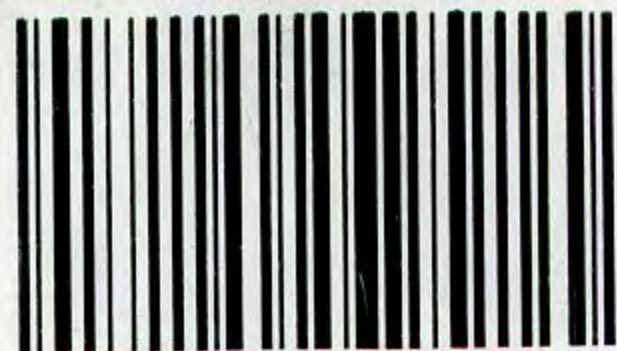
CARTE  
von der  
FRANZÖSISCHEN  
GUIANA



**Colección  
Juan Kalb**

**SALA DE PATRIMONIO  
DOCUMENTAL**  
Centro Cultural Biblioteca  
Luis Echavarría Villegas

**BIBLIOTECA  
Universidad EAFIT**



100246134

(Galard-Terranbe, Vis. de)

420.-  
FOE.T. 73 2

VII 1105., 1BE.=  
1 gest. Faltkte.

1. dt. Ausgabe, selten! coll. 90.  
GV 1106, 47  
(Sabin 26340 (französ. Ausgabe))

(Holzm. B. III 11639)

darin Beschreibung, Klima,  
die Indianer, Pflanzen,  
Lebensmittel, Fische u. u.

K115/02  
Seite 38

UNIVERSIDAD  
**EAFIT**

Biblioteca  
Sala de Patrimonio Documental



